



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

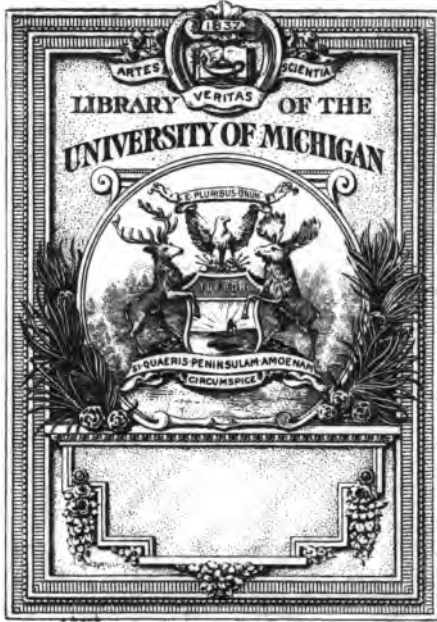
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

00

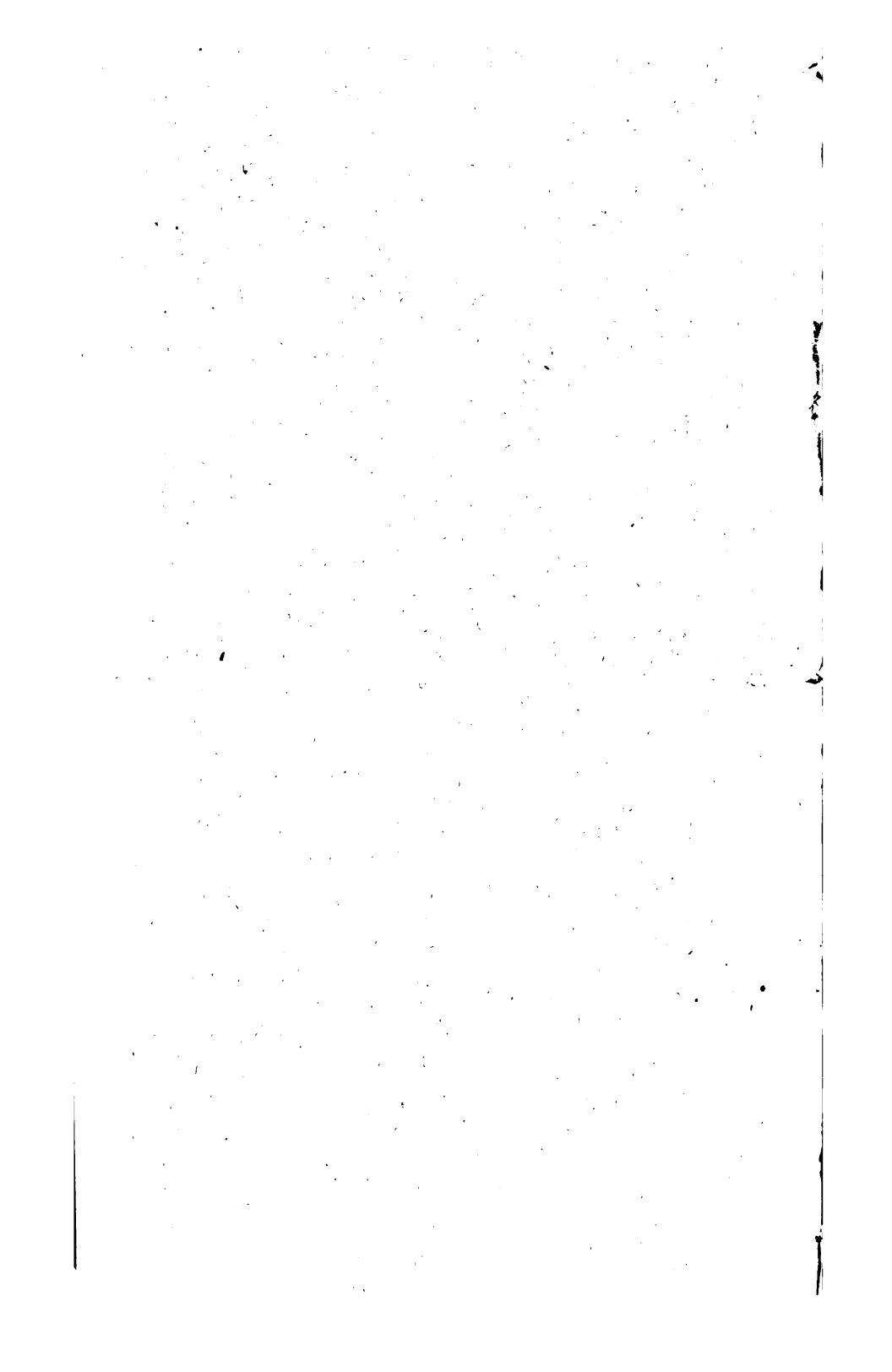
V97

A 934,958



800

V97



2,80

1388

Positivismus und Idealismus

in der

Sprachwissenschaft



Eine sprach-philosophische Untersuchung

von

Karl Voßler



Heidelberg 1904

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung



Positivismus und Idealismus

in der

Sprachwissenschaft

Eine sprach-philosophische Untersuchung

von

Karl Voßler



Heidelberg 1904

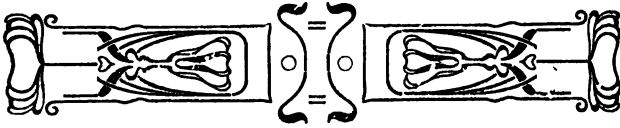
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde
Sprachen, werden vorbehalten.

A
Benedetto Croce

1-06, 2.0.

SECRET



Vorwort.

Der Name meines lieben und hochverehrten Freundes Benedetto Croce, den ich an den Anfang dieser Schrift gesetzt habe, ist aufs engste mit ihr verflochten. Keiner hat, meines Wissens, mit ähnlicher Klarheit, Sicherheit und Folgerichtigkeit die Ästhetik als Wissenschaft vom geistigen Ausdruck und die Sprachwissenschaft als einen Teil der Ästhetik definiert und sämtliche Folgerungen gezogen, die sich aus dieser Definition ergeben. Sein Buch: *Estetica come scienza dell'espressione e linguistica generale*¹ ist ein philosophisches Ereignis, das von den Vertretern der Philologie auf die Dauer nicht ignoriert werden darf.

Wohl haben schon andere vor Croce, in erster Linie Wilhelm von Humboldt, die Sprachwissenschaft auf den Boden des kritischen Idealismus zu stellen versucht, aber in dem hastigen Eifer empirischer Sprachforschung gingen die Humboldtschen Errungenschaften und überhaupt fast aller Zusammenhang der Philologie mit der Philosophie wieder verloren.

Die folgenden Blätter möchten dazu beitragen, das notwendige Band etwas enger und straffer zu schnüren, indem sie auf die wichtigsten Probleme der Sprachwissenschaft die Grundsätze der idealistischen Ästhetik, wie sie

¹ Palermo, Sandron, 1902; 2. Aufl. 1904. Eine deutsche Übersetzung ist in nächster Zeit zu erwarten.

besonders von Benedetto Croce formuliert wurden, allseits anwenden. Darum gehört ihm dieses Schriftchen nicht allein durch einen Akt meiner persönlichen Freundschaft und Dankbarkeit, sondern ohne weiteres *per fil di logica*.

Die einzelnen Vertreter der von mir bekämpften positivistischen Anschauungen habe ich zu nennen und zu zitieren tunlichst vermieden. Nicht daß es mir an Lust oder Mut zu persönlicher Kritik und Polemik gefehlt hätte. Was mich abhielt, war vor allem die Erwägung, daß wissenschaftliche Wahrheiten sich um so schwerer und langsamer durchsetzen, je empfindlicher dabei die Vertreter entgegengesetzter Anschauungen in ihrem Selbstbewußtsein getroffen werden; und daß man die Prinzipien um so entschiedener herausstellen und angreifen darf, je schonender man die Personen zurücktreten läßt.

Der Einzige, mit dem ich mir eine etwas persönlichere Sprache zu reden erlaubte, ist mein verehrter Landsmann und Kollege Eduard Wechsler, von dem ich weiß, daß sein Wahrheitssinn größer ist als seine Empfindlichkeit.

Die Enthaltbarkeit in der Polemik legte mir zugleich Enthaltbarkeit in Zitaten und Verweisen auf¹, was ich mir um so leichter gefallen ließ, als ich, offengestanden, über viele Fragen mehr nachgedacht als nachgelesen habe. Möge diese Arbeitsweise nicht einseitig nur Schaden und Nachteil meinem Büchlein getragen haben.

Heidelberg, 20. August 1904.

Karl Voßler.

¹ Das Wichtigste findet sich ohnedem schon mehrfach zusammengestellt.

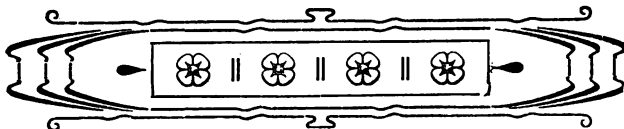


Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
I. Methodologischer und metaphysischer Positivismus .	1
II. Die positivistische Einteilung der Sprachwissenschaft	6
III. Auflösung des positivistischen Systemes	12
1. Flexionslehre und Wortbildung	12
2. Satzlehre	33
3. Bedeutungslehre	44
4. Lautlehre und Lautgesetz	47
5. Lautwandel und Bedeutung	64
6. Einheit und Individualität des Accentus	70
7. Die positivistische Verslehre	80
IV. Das idealistische System der Sprachwissenschaft . .	88







I. Methodologischer und meta- physischer Positivismus.

Unter Positivismus und Idealismus will ich nicht zwei verschiedene philosophische Systeme oder Gruppen von Systemen, sondern zunächst nur zwei Grundrichtungen unseres Erkenntnisvermögens verstanden wissen. Ich sage: Richtungen, Neigungen, Tendenzen, nicht etwa Funktionen des Erkenntnisvermögens. Unsere Scheidung in Positivismus und Idealismus hat mit der Zweiteilung des Erkenntnisvermögens in Sinnlichkeit und Verstand, Anschauung und Abstraktion, Empirie und Metaphysik nicht das Geringste zu tun. Sie bezieht sich nicht auf die Naturbeschaffenheit, sondern auf die Ziele und Wege unseres Erkennens. Positivismus und Idealismus sind nicht erkenntnistheoretische, sondern methodologische Begriffe.

Da ich die Sprachwissenschaft — ganz wie Croce¹ — zur Gruppe der auf das Anschauungsvermögen (intuitive Erkenntnis) gegründeten historischen Disziplinen rechne, so kann es sich in dieser Schrift in letzter Linie um nichts anderes handeln als um die Frage nach der

¹ Vgl. dessen Rezension von A. Ravà, *La classificazione delle scienze e le discipline sociali* in der *Critica*, Rivista di letteratura, storia e filosofia diretta da B. Croce. Neapel 1904, Bd. II, S. 309 ff.

2 Methodologischer und metaphysischer Positivismus.

richtigen Anwendung unseres intuitiven Erkenntnisvermögens zum Zwecke objektiver historischer Forschung.

Verschiedenheit der Methode aber bedeutet immer auch Verschiedenheit der Ziele. — Wie ist es möglich, daß über das Ziel der geschichtlichen Wissenschaften Uneinigkeit und Meinungsverschiedenheit herrsche? Kann denn die Aufgabe der Geschichte eine andere sein als die Einsicht in den Kausalzusammenhang des Geschehens? Gewiß nicht!

Jedoch, um den Kausalzusammenhang eines geschichtlichen Vorganges zu erfassen, muß ich zuvor den Tatbestand, d. h. die sämtlichen Faktoren, die etwa mitgewirkt haben können, genau studieren. Darum haben bedächtige Leute als vorläufiges und nächstes Ziel der Forschung die genaue Beschreibung des Tatbestandes, die Kenntnis des „Materials“ gesetzt. Diese Vorsichtigen sind die Männer des Positivismus. Die Andern, denen es vorzugsweise um den Kausalzusammenhang zu tun ist, nennen wir „die Idealisten“.

Der gute Historiker wird sich bemühen, den Forderungen des Positivisten und denjenigen des Idealisten in gleicher Weise gerecht zu werden. Er wird dem Material der Tatsachen die höchste Ehrfurcht und Gewissenhaftigkeit entgegenbringen, aber er wird bei der bloßen Beschreibung und Kenntnis nicht stehen bleiben, sondern zur kausalen Erklärung und Erkenntnis fortzuschreiten wollen. Kenntnis ist nur Mittel und Weg zur Erkenntnis. Ein vorläufiges Ziel ist kein selbständiges Ziel, und kann darum auch nicht zu einem selbständigen wissenschaftlichen Verfahren den Grund abgeben. In letzter Linie muß alles historische Verfahren idealistisch sein.

Wir hätten also eine logische Ungenauigkeit begangen, wenn wir den Positivismus als gleichwertige und konträre Größe neben den Idealismus setzten, wie es anscheinend auf dem Titel unserer Schrift geschehen ist?

Tatsächlich stünde der Begriff des Positivismus zu dem des Idealismus im Verhältnis der Subordination, nicht der Koordination? — Ja und nein!

Neben dem rein methodologischen, vorläufigen und subordinierten gibt es nämlich auch einen metaphysischen, absoluten und dem Idealismus feindlich entgegengesetzten Positivismus.¹ Wieder zeigt sich der Gegensatz der beiden Richtungen am schärfsten in der Frage nach dem Kausalzusammenhang.

Der Idealist sucht das Kausalitätsprinzip in der menschlichen Vernunft, der Positivist sucht es in den Dingen, in den Erscheinungen selbst. Auf beiden Seiten ist eine Reihe von Spielarten möglich: der Idealismus kann illusionistisch oder realistisch gestimmt sein, je nachdem er das kausale Denken vom kausalen Sein abtrennt, oder mit ihm identifiziert. Der Positivismus kann pantheistisch resp. atheistisch, oder dualistisch gestimmt sein, je nachdem er das Kausalitätsprinzip mit den Dingen identifiziert, oder von ihnen loslöst. Im Grunde handelt es sich hier um persönliche Überzeugungen, denen ich im einzelnen nachzugehen nicht die Absicht habe.

Zunächst kommt es mir darauf an, zu zeigen, wie der metaphysische Positivismus dem methodologischen Positivismus sich zugesellt, und ihm dem Idealismus gegenüber zu einer selbständigen Bedeutung verhilft, die er an und für sich nicht haben könnte.

Die Ermittlung des Tatbestandes, die genaue Kenntnis alles Gegebenen, welche der methodologische Positivist bescheidenerweise nur als ein vorläufiges Ziel, als Mittel zur Erkenntnis gefordert hatte, die wird nun vom metaphysischen, oder sagen wir besser: radikalen Posi-

¹ So sehr sich der moderne Positivismus eines Auguste Comte gegen den Titel „Metaphysik“ sträubt, so bleibt es doch dabei, daß die Verneinung der Metaphysik auch Metaphysik ist, so gut als Atheismus eine Religion sein kann.

4 Methodologischer und metaphysischer Positivismus.

tivisten als das Endziel selbst bezeichnet. Kenntnis und Erkenntnis, Beschreibung und Erklärung, Bedingung und Ursache, Stoff und Form, Erscheinung und Kausalität sind im Grunde eine und dieselbe Sache. Man fragt nicht mehr: warum? und: wozu? man fragt: was ist? und: was geschieht? Das ist strenge, objektive Wissenschaft.

Tatsächlich ist das gar keine Wissenschaft. Es ist der Tod des menschlichen Denkens, der Untergang der Philosophie. Es bleibt nur ein Chaos von Rohstoff, ohne Form, ohne Ordnung, ohne Zusammenhang. Man entziehe unserer Vernunft den Kausalitätsbegriff, und sie ist tot. So kommt es, daß, neben dem Positivismus in der Wissenschaft, der tollste Wunderglaube im Leben aufsprüht und gedeiht. Nichts verträgt sich besser miteinander als Materialisten, Positivisten, Mystiker und Schwindler. Unser heutiges kulturelles Leben beweist es vortrefflich.

Diejenigen, denen am Gedeihen der Wissenschaft gelegen ist, werden es sich zur Aufgabe machen, die Afterwissenschaft des radikalen Positivismus auf allen Gebieten zu bekämpfen. Dazu ist es nötig, daß der Positivismus auch in seinen verhülltesten, scheinbar unschuldigsten und belanglosesten Formen entdeckt und gerichtet werde; und daß man ihn auch auf denjenigen Gebieten zu Boden schlage, auf denen der Kampf um die Weltanschauung weniger heftig, weniger entscheidend zu wogen scheint.

Ein solches Gebiet ist die Sprachwissenschaft. Gerade hier wird mit irrigen Formeln und Begriffen, die dem radikalen Positivismus entstammen, ahnungslos gespielt und gearbeitet von Leuten, die sich in ihren metaphysischen Überzeugungen gewiß nicht zum konsequenten Positivismus bekennen möchten. Solchen Leuten ist ihre Spezialwissenschaft etwas anderes als ihre Weltanschauung. Sie stehen zu ihrem Beruf in einem ebenso zufälligen Verhältnis wie zu ihrem Glauben.

Demgegenüber ist die vorliegende Schrift in jeder Zeile von der Überzeugung getragen, daß Glauben und Wissenschaft aufs engste zusammengehören, daß jener in dieser sich aufzulösen, und daß mit der Weltanschauung sich tatsächlich auch die Anschauung der ganzen Welt in all ihren kleinsten Einzelheiten zu verändern hat. Man kann nicht, ohne ein Wirrkopf zu sein, in der Philologie an Lautgesetze glauben und in der Philosophie auf dem Standpunkt des kritischen Idealismus stehen.

Wir werden uns im folgenden bemühen, den radikalen Positivismus gewissenhaft von dem rein methodologischen, den selbstherrlichen von dem bescheiden dienenden genau zu unterscheiden; gegen diesen anerkennend und zustimmend, gegen jenen unerbittlich zu Werke gehen.





II. Die positivistische Einteilung der Sprachwissenschaft.

In der heutigen Sprachlehre, sei's daß sie praktischen, sei's daß sie theoretischen Zwecken diene, herrscht fast unumschränkt die positivistische Methode.

Ich wähle als Beispiel das umfassendste und bedeutendste Werk aus meinem Spezialgebiet: die „Grammatik der romanischen Sprachen“ von Wilhelm Meyer-Lübke.¹ Die Gesichtspunkte, nach denen der Verfasser sein monumentales Buch gegliedert hat, setzt er in der „Einleitung“ knapp und unzweideutig auseinander:

„Die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache ist eine doppelte: sie muß einmal die reine Form, sie muß sodann den Inhalt des einzelnen Wortes betreffen, d. h. seine Stellung nicht als physiologisches Ergebnis des Geräusches, das die durch den Mund ausströmende Luft hervorbringt, sondern als Vermittler psychologischer Vorgänge an andere Menschen. Eine vollständige Trennung der beiden Betrachtungsweisen ist jedoch nicht möglich; immerhin wiegt bei den einen Zweigen der Sprachwissen-

¹ Leipzig 1890—1902. 4 Bände. Nicht weniger streng ist der methodologische Positivismus in dem großen Sammelwerke G. Gröbers: Grundriß der romanischen Philologie, Straßburg 1888 ff., durchgeführt.

schaft mehr die eine, bei den andern die andere vor. Die konstitutiven Elemente des Wortes sind zunächst die Laute: die Lautlehre pflegt daher naturgemäß an die Spitze grammatikalischer Untersuchungen gestellt zu werden. Bei der Entwicklung und Umwandlung der Laute einer Sprache ist die Bedeutung des Wortes fast völlig gleichgültig: es handelt sich dabei vielmehr meist nur um physiologische Prozesse. Immerhin wäre es unrichtig, wenn man seinen Inhalt völlig außer acht ließe bei der Untersuchung der Form: der Inhalt, die Bedeutung kann häufig die regelmäßige äußere Entwicklung stören“ . .

„An die Lautlehre schließt sich die Flexionslehre an“ . . . sie beschäftigt sich „im Grunde mit den Störungen, die die lautliche Entwicklung in den Flexionsendungen durch die funktionelle Bedeutung der letzteren erfährt“.

Es folgt die Wortbildungslehre. Hier bildet „den Schwerpunkt der Betrachtung die Funktion, die Bedeutung der Suffixe“.

„So leitet die Wortbildung unmittelbar hinüber zur Syntax, d. h. zur Lehre von den Beziehungen der Wörter zueinander.“

Als letzten Teil der Grammatik fordert Meyer-Lübke eine reine „Bedeutungslehre“. — Die Stilistik, die er als die „Lehre von der Sprache als Kunst“ definiert, möchte er, wenn ich ihn recht verstehe, wohl eher der Literaturgeschichte als der Grammatik zugewiesen haben.¹

Der Gedanke, der diesem System zugrunde liegt, ist leicht ersichtlich. Die Betrachtung soll, vom rein akustischen Phänomen ausgehend, sich stufenweise zum psychischen Element: zur Lehre von den Bedeutungen erheben. Trotzdem wird ausdrücklich daran festgehalten, daß beide Betrachtungsweisen auf sämtlichen Stufen miteinander konkurrieren, kurz daß die Trennung des

¹ Vgl. das Vorwort zu Bd. III.

psychischen vom akustischen Phänomen in der Sprache tatsächlich nicht zu Recht besteht. Folglich ist die ganze Gliederung in Lautlehre, Flexionslehre etc. nur ein praktischer Notbehelf, und ist weit entfernt, einen realen Grund im Wesen der Sprache selbst zu haben. Dessen bleibt sich Meyer-Lübke immer und überall bewußt, indem er unbedenklich und unverschleiert von der einen in die andere Stufe hinauf- oder hinuntergreift, so oft es ihm zu besserer Einsicht in den Kausalzusammenhang der sprachlichen Entwicklung nötig oder nützlich zu sein scheint. Er bleibt Herr des Stoffes und Herr der selbstgeschaffenen Begriffe. Niemand wird seine Einteilung als schädlich verwerfen, denn der Verfasser weiß sie zu handhaben. Nicht Alle bewegen sich so ungeniert in ihrer Rüstung.

Wie die Gliederung in Laut-, Flexions- und Satzlehre zustande gekommen ist, dürfte kein Geheimnis sein. Durch Zerkleinerung, durch mechanische Teilung. Man wollte die Sprache nicht in ihrem Werden, sondern in ihrem Zustand kennen lernen. Man betrachtete sie als etwas Gegebenes und fertig Vorliegendes: also positivistisch. Man anatomisierte sie. Die lebendige Rede ward in Sätze, Satzglieder, Worte, Silben und Laute zerlegt.

Dieses Verfahren ist durchaus berechtigt, und kann zu wertvollen Beobachtungen führen, — zugleich aber auch eine Quelle des Irrtums werden. Der Irrtum beginnt, sobald man sich einredet, daß die besagte Gliederung etwa im Organismus der menschlichen Rede selbst ihren Grund habe, daß sie etwas mehr sei als eine rein willkürliche, mechanische und gewaltsame Zerschneidung. Es ist ein weit verbreitetes, fast unausrottbares Vorurteil, daß der Satz eine natürliche Einheit der Rede, das Satzglied eine natürliche Teileinheit des Satzes, das Wort und die Silbe weitere natürliche Untereinheiten darstellen.

In Wahrheit verhält es sich hier gerade so wie in der Anatomie: Ob ich von einem menschlichen Körper den Unterschenkel abtrenne, und den Schnitt behutsam durch die natürlichen Gelenke leite, oder ob ich Schienbein und Wade quer durchsäge, — es ist immer eine mechanische Zerstörung des Organismus, keine natürliche Zergliederung. Denn die Einheit des Organismus liegt nicht in den Gliedern oder Gelenken, sondern in seiner Seele, in seinem Zweck, in seiner Entelechie, oder wie man es nennen will. Einen Organismus kann man zerstören, aber nicht in seine natürlichen Teile zerlegen.¹

Der Anatom wird seine Querschnitte freilich nicht beliebig führen; er wird vielmehr diejenigen wählen, die ihm besonders lehrreich und ergiebig scheinen. Ebenso dürfen wir die Einteilungen der Grammatiker in Laute, Worte, Stämme, Suffixe etc. nicht als die naturgemähesten, sondern nur als die lehrreichsten und ergiebigsten anerkennen. Silben, Stämme, Suffixe, Wort- und Satzglieder sind sozusagen die Gelenke, in denen sich die lebendige Rede biegt und bewegt.

Wenn man aber behauptet, daß Laute die Silben, diese die Worte, und Worte den Satz, und Sätze die Rede konstituieren, so hat man unversehens schon den Fehlsprung vom methodologischen Positivismus hinüber zum metaphysischen getan, und hat einen Nonsens ausgesprochen, der mit dem Satz: die Glieder des Körperbaus konstituieren den Menschen, etwa auf gleicher Linie steht. D. h. man hat einen falschen Kausalzusammenhang hergestellt, indem man das Kausalitätsprinzip in die Teilerscheinungen selbst, anstatt in eine übergeordnete ideale

¹ Die Gleichsetzung der Sprache mit einem Organismus ist aus guten Gründen schon mehrfach beanstandet worden. Solange wir uns aber des rein metaphorischen Wertes unseres Beispiels bewußt bleiben, wird man uns gewähren lassen.

10 Die positivistische Einteilung der Sprachwissenschaft.

Einheit hineinverlegte. Tatsächlich verläuft der Kausalnexus gerade umgekehrt: der Geist, der in der menschlichen Rede lebt, konstituiert den Satz, das Satzglied, das Wort und den Laut — alles zumal. Er konstituiert sie nicht bloß; er erzeugt sie. Oft mögen gerade so zweideutige Worte wie „konstituieren“, „bilden“, „ausmachen“ u. dgl. den ersten Anlaß zu dem folgenschweren Irrtum gegeben haben.

Will man also für einen Augenblick noch die methodologisch-positivistischen Zerteilungen der Sprachlehre beibehalten, zugleich aber die Entwicklung der Sprache vom idealistischen Kausalitätsprinzip aus als Entwicklung des Geistes betrachten, so werden sich die einzelnen Wissenszweige gerade in umgekehrter Reihenfolge anordnen. Man wird, anstatt von den kleineren zu den größeren Teileinheiten emporzusteigen, nun umgekehrt von der Stilistik herab zur Syntax und weiter zur Flexions- und zur Lautlehre vordringen. — Ich bin mir bewußt, daß auch dieses umgedrehte System der Grammatik noch lange kein streng wissenschaftliches ist. Eine positivistische Disposition wird dadurch, daß man sie auf den Kopf stellt, natürlich nicht idealistisch.

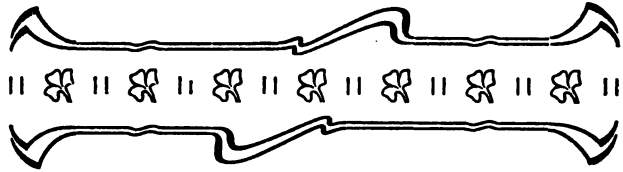
Wenn aber das idealistische Kausalitätsprinzip in der Sprachentwicklung tatsächliche Geltung hat, so müssen sämtliche Erscheinungen, die von den unteren Disziplinen, als da sind: Lautlehre, Flexionslehre, Wortbildung und Syntax, aufgezeichnet und beschrieben werden, ihre letzte, einzige und wahre Erklärung in der obersten Disziplin, d. h. in der Stilistik finden. Die sogenannte Grammatik muß in die ästhetische Betrachtung der Sprache ganz und restlos aufgelöst werden.

Ist die idealistische Definition: Sprache = geistiger Ausdruck, zu Recht bestehend, so kann die Geschichte der sprachlichen Entwicklung nichts anderes sein als die Geschichte der geistigen Ausdrucksformen, also Kunstgeschichte im weitesten Verstand des



Wortes. Grammatik ist ein Teil der Stil- und Literaturgeschichte, die ihrerseits wieder in die allgemeine menschliche Geistes- und Freiheitsgeschichte (Kulturgeschichte) eingeht.





III. Auflösung des positivistischen Systemes.

1. Flexionslehre und Wortbildung.

Daß der von uns behauptete Zusammenhang zwischen Grammatik und Ästhetik resp. Stilistik in der Tat besteht, mag an einigen besonders einleuchtenden Fällen exemplarisch dargetan werden.

Ich greife in die Mitte des positivistischen Lehrgebäudes hinein, und wähle eine Erscheinung aus der Flexionslehre.

Die lateinische Deklination ist in den romanischen Sprachen fast spurlos verschwunden. Nur das Altprovenzalische und das Altfranzösische haben, etwa bis zum 13. Jahrhundert, noch das Zweikasussystem beibehalten.

aprv. Sing. Nominativ:	<i>cars</i>
	Oblicus: <i>car</i>
<hr/>	
afrz. Sing. Nominativ:	<i>chars</i>
	Oblicus: <i>char.</i>

Den Grund dafür könnte man zunächst in der Lautlehre suchen, und etwa in der Tatsache finden, daß auslautendes *-s* in diesen Sprachen sich länger erhalten hat, als im Italienischen und Rumänischen, wo wir es so wenig mehr konstatieren können als das Zweikasussystem. Dafür spricht außerdem die Beobachtung, daß in Frankreich

der Untergang des Zweikasussystems, d. h. der Untergang des Nominativs, etwa zu derselben Zeit erfolgt wie der Schwund des auslautenden *-s*.

Trotzdem besteht zwischen diesen beiden Vorgängen, so parallel sie immer nebeneinander herlaufen, keinerlei effektiver Kausalzusammenhang. Davon kann man sich durch einen Blick auf das Spanische überzeugen. Dort ist auslautendes *-s* bis auf den heutigen Tag erhalten; aber die lateinischen Nominative auf *-us* sind durchweg durch die Accusative auf *-um* ersetzt.¹ Ja, es zeigt sich sogar, daß gerade diejenige Sprache (das Spanische), die das lateinische *-s* am entschiedensten bewahrt, zugleich auch das Gefühl für den Kasusunterschied von Nominativ und Accusativ am gründlichsten verloren hat, wie die weitgehende Zuhülfenahme der Präposition *á* bezeugen dürfte: *los padres aman á los niños* neben französischem: *les pères aiment les enfants*.

Nachdem die Lautlehre einen zureichenden Grund für die Schicksale des Zweikasussystemes nicht zu geben vermag, wird man sich in der nächsthöheren Disziplin: in der Satzlehre umsehen. Da drängt sich zunächst die Beobachtung auf, daß, solange sich der Casus Nominativus vom Casus Oblicus eines Nomens flexivisch unterschied, der Sprechende keiner besonderen syntaktischen Mittel bedurfte, um Objekt und Subjekt zu bezeichnen. Man konnte, ohne zweideutig zu werden, seine Sätze nach der Reihe: Objekt, Verbum, Subjekt; oder Subjekt, Verbum, Objekt anordnen: *les enfans aiment li pedre* oder *li pedre aiment les enfans*, während das Neufranzösische korrekterweise nur *les pères aiment les enfants* zulassen kann. Dementsprechend hat man beobachtet, daß in dem

¹ Ausnahme macht das bekannte kirchenlateinische *Dios* und das merkwürdige altspanische *huebos* < *opus* statt des gewöhnlichen *huebra* < *opera*.

Maße, als das Zweikasusssystem verschwindet, die Stellung: Objekt, Verbum, Subjekt seltener wird.¹

Wie verhalten sich diese beiden Erscheinungen zu einander? Ist das allmähliche Festwerden der Stellung Subjekt, Verbum, Objekt eine Folge des Verlustes flexivischer Kasusmerkmale, oder umgekehrt? Der Positivist, der die Zerstörung der lateinischen Deklination aus dem Schwund des -s zu erklären suchte, wird auch hier geneigt sein, in der Ausgleichung der flexivischen Unterschiede den Grund für die Gestaltung der neufranzösischen Wortstellung zu erblicken. Aber er irrt sich von neuem.

Man denke an die Stellung des Dativ- oder Genitivobjektes im Neufranzösischen! *Les pères parlent aux enfants — des enfants*. Mit veränderter Stellung aber periphrastisch: *C'est aux enfants (des enfants) que parlent les pères*. — *Aux enfants parlent les pères* wäre ungefähr eine ebenso kühne Durchbrechung des Sprachgebrauches wie *les enfants aime le père* oder *gar . . . aiment les pères*, obgleich in den ersten Fällen keinerlei Zweideutigkeit zu befürchten wäre, obgleich man in den Präpositionen *à* und *de* die denkbar sichersten Merkmale zur Bezeichnung des Kasus gewonnen hat. Demnach kann der Verlust der flexivischen Kasusmerkmale nicht als Ursache oder Realgrund für die neufranzösische Wortstellung gelten, denn diese herrscht in gleicher Weise auch dort, wo der Verlust nicht eingetreten, oder wenigstens sofort wieder ersetzt worden ist.

Ausnahmsweise, d. h. mit bestimmter Absicht, in bestimmtem stilistischem Zusammenhang kann ein

¹ Man hat „berechnet, daß in den ältesten (französischen) Denkmälern in 63% aller Beispiele das Objekt vorangeht, im Roland nur in 42%, im Löwenritter in 38%, bei Joinville in 11%. Auch die Prosa des 16. Jahrhunderts weist trotz ihrer Latinismen kaum ein anderes Verhältnis auf.“ Meyer-Lübke a. a. O. Bd. III, S. 799, und L. Wespy, Zeitschr. für Neufranz. VI, S. 150 ff.

llung:

n zu-
llung
flexi-
ivist,
demr ge-
nter-
chenrem.
itiv-en-
peri-

fähr

ches

t zu

n d

ung

lus-

dei

en.

lei

st.

n

Schriftsteller sich derartige Wagnisse erlauben. Etwa wenn er durch außerordentliche Stellung die einzelnen Satzglieder voneinander abheben will: *les officiers commandent aux soldats, et aux officiers commande le roi*. Oder: *Rien ne te sert d'être farine* (La Fontaine). — *Peu de prudence eurent les pauvres gens*. — *Une chose ai-je à dire* (La Fontaine). Solche Fälle pflegt der Positivist als Archaismen oder rhetorische resp. poetische Lizenzen zu bezeichnen und von der Regel auszuscheiden.

Es ist nötig, daß wir bei dieser Gelegenheit uns über die Begriffe: „Archaismus“ und „rhetorische Lizenz“ Rechenschaft ablegen, sie auf ihre wissenschaftliche Stichhaltigkeit prüfen.

Wenn man den Stil eines Dichters wie La Fontaine beschreibt, so wird man seine häufigen Archaismen als Hauptcharakteristikum anzuführen haben. Man versteht also unter Archaismus ein stilistisches Ausdrucksmittel, einen dichterischen Kunstgriff. Und ein dichterischer Kunstgriff ist offenbar auch die poetische Lizenz, sofern man nicht eine reine Nachlässigkeit, einen *lapsus linguae* damit bezeichnen will. Der *lapsus linguae* aber kann ebensowenig Gegenstand der wissenschaftlichen Grammatik sein, als der Rechenfehler Gegenstand der Mathematik ist. Wir fassen also die Begriffe Archaismus und poetische Lizenz in den weiteren Begriff der stilistischen Ausdrucksmittel zusammen. — Wenn nun die Wortstellung *Peu de prudence eurent les pauvres gens* ein stilistisches Mittel ist, um die Vorstellung *Peu de prudence* besonders hervorzuheben, — was ist dann die normale Stellung *Les pauvres gens eurent peu de prudence*? Etwa kein stilistisches Mittel?

Um antworten zu können, müssen wir erst fragen: Was ist Stil?

Stil ist der individuelle Sprachgebrauch im Unterschied vom allgemeinen. Der allgemeine aber dürfte im

Grund nichts anderes sein als die ungefähre Summe womöglich aller, oder wenigstens der wichtigsten, individuellen Sprachgebräuche. Den Sprachgebrauch, insofern er Konvention, d. h. Regel, ist, beschreibt die Syntax. Den Sprachgebrauch, insofern er individuelle Schöpfung ist, betrachtet die Stilistik. Der induktive Weg aber führt vom Individuellen zum Allgemeinen, vom Einzelfall zur Konvention. Nicht umgekehrt. Also erst Stilistik, dann Syntax! Jedes Ausdrucksmittel war, bevor es konventionell und syntaktisch wurde, schon oft und lange individuell und stilistisch; und hört auch dadurch, daß es allgemein wird, im Munde des originellen Künstlers doch wahrhaftig niemals auf, individuell zu sein. Die trivialste Wendung kann in gewissen Zusammenhängen höchst wirkungsvoll und eigenartig klingen.

Mit anderen Worten also: Alle Elemente der Sprache sind stilistische Ausdrucksmittel. Alle sind, von irgendeinem Zeitpunkt aus gerechnet, Archaismen und Neologismen zugleich; alle sind, von irgendeiner willkürlich konstruierten Regel aus betrachtet, poetische oder rhetorische Lizenzen, denn alle Rede ist individuelle geistige Tätigkeit. Die Termini: Archaismus, rhetorischer Ausdruck, poetische Lizenz u. dgl. entbehren jeglicher streng wissenschaftlichen Bedeutung, und stellen nur eine Reihe ungenauer, mehr oder weniger willkürlicher Tautologien dar für den Begriff: Stil = individueller geistiger Ausdruck.

Häufig und von vielen Individuen wiederholte stilistische Ausdrucksmittel erscheinen in der positivistischen Syntax als sogenannte Regeln. Der Idealist aber kann sich mit dem statistischen Nachweis der Häufigkeit oder Regelmäßigkeit eines sprachlichen Ausdrucks nicht zufrieden geben. Er will den Grund erfahren, warum dieser Ausdruck häufiger geworden, warum jener andere seltener geblieben ist. — Doch wohl nur darum, weil dieser den geistigen Bedürfnissen und Tendenzen der Mehrheit der sprechenden Individuen besser entsprach

als jener. Die syntaktische Regel hat ihren Grund in der vorherrschenden geistigen Eigenart eines Volkes. Sie will aus dem Sprachgeist heraus verstanden werden. Mit Unrecht haben positivistisch gesinnte Philologen gegen den Begriff des Sprachgeistes polemisiert, denn er ist ein Gewächs aus ihrem eigenen Garten, ein relativer, kollektiver und auf statistischem Wege gewonnener Begriff — allerdings im Dienste der idealistischen Forschung geschaffen.

Treten wir nun mit diesen geklärten Begriffsbestimmungen von neuem an die Dinge heran.

Das allmähliche Überhandnehmen der neufranzösischen Wortstellung: Subjekt, Verbum, Objekt über die ältere: Objekt, Verbum, Subjekt konnte aus dem Schwund des Zweikasussystems heraus nicht befriedigend erklärt werden. — Natürlich nicht! Denn die neue Stellung ist, wie nun ohne weiteres einleuchtet, das Werk des neufranzösischen Sprachgeistes. Das wachsende Bedürfnis nach einer festen und möglichst rationellen Anordnung der Vorstellungen, eine gewisse ökonomische und logische Tendenz im Sprachgeist hat dazu geführt. Nicht weil die Flexion sozusagen irrationell geworden war und *murus* von *murum* nicht mehr unterschied, nicht deshalb wurde die Wortstellung rationalisiert, sondern eher umgekehrt: nachdem die rationelle Geistesrichtung der französischen Nation zu fest geordneten Vorstellungsreihen und Wortstellungen geführt hatte, konnte ohne Schaden das alte Deklinationssystem uniformiert werden. Diese Uniformierung, die, an und für sich genommen, irrationell erscheinen und zu Konfusionen führen konnte, stellt sich jetzt in dem neuen Zusammenhang ebenfalls als rationell dar und offenbart sich als eine weitere, sozusagen parallele, Folge desselben auf Ordnung und Einheit dringenden Geistes, oder wenn man will, Instinktes.

Ich bin also nicht etwa der Meinung, daß die einheitliche Wortstellung der Grund für die einheitliche De-

klination sei, sondern daß beide Erscheinungen auf derselben Linie stehen und als gemeinsamen Grund den Sprachgeist haben. Man könnte das Verhältnis mit anderen Worten auch folgendermaßen kennzeichnen: der Schwund des -s und der Schwund des Zweikasussystems sind die Bedingungen, unter denen sich die Fixierung der Wortstellung anbahnt; aber sie sind nicht die erzeugende Ursache, sondern werden alle zusammen von derselben Ursache: nämlich dem Sprachgeist bestimmt. Ein sprachlicher Wandel kann niemals die Ursache eines anderen sprachlichen Wandels sein, sondern höchstens nur dessen Begleiterscheinung, Bedingung, ursächliches Medium und Vehikel. Will man je von einem Kausalzusammenhang zwischen Schwund des -s und Schwund der flexivischen Nominativform reden, so kann man nur einen okkasionalistischen und bedingten, keinen effektiven und unbedingten darunter verstehen.

Eine bedingte Ursache ist aber niemals die einzige Ursache. Sie leidet eventuell noch andere bedingte Ursachen, auf alle Fälle aber die unbedingte und wirkende Ursache, neben und über sich.

So kommt es, daß in der Philologie fast immer, wenn man unternimmt, eine sprachliche Erscheinung auf eine andere zurückzuführen, gleich mehrere Erklärungsvorschläge miteinander in Konkurrenz treten und sich wunderbarerweise gegenseitig nicht auszuschließen brauchen. Ja wir müssen sogar mit aller Energie das methodologische Postulat befürworten: daß man für jeden sprachlichen Wandel außer der Kapitalursache ein möglichst großes Heer von bedingten Ursachen, die sich miteinander vertragen, ein Heer von Begleiterscheinungen und sekundären Folgen auftreibe. Erst so gewinnt man einen weiteren und tieferen Einblick in die vielverzweigten Wechselbeziehungen und zugleich in die geistige Einheit des sprachlichen Lebens. — Ebenso energisch aber müssen wir gegen den Grundirrtum des metaphysischen Positi-

vismus, d. h. gegen die Verwechslung und Vermischung der bedingten und unbedingten Ursachen, protestieren.



Nicht bloß das Vorhandensein, sondern sogar das Fehlen gewisser sprachlicher Formen muß in letzter Linie aus dem Sprachgeist erklärt werden.

Z. B. haben fast alle romanischen Sprachen das besitzanzeigende Fürwort: *meum, tuum, suum* etc. in doppelter Form ausgestaltet: hochtonig und vortonig.

spanisch:	mío	mía	—	mi
	tuyo	tuya	—	tu
	suyo	suya	—	su etc.

altprovenzalisch:	meus (mieus)	mia	—	mos	ma
	teus (tieus)	toa	—	tos	ta
	seus (sieurs)	soa	—	sos	sa etc.

französisch:	mien	mienne	—	mon	ma
	tien	tienne	—	ton	ta
	sien	sienne	—	son	sa etc.

Demgegenüber bringt die portugiesische und die italienische Schriftsprache nur die hochtonigen Formen zur Verwendung. Wie erklärt sich in diesen beiden Sprachen das Fehlen der neben- und vortonigen Formen? Aus sogenannten lautgesetzlichen Gründen wohl schwerlich; denn eine Abneigung gegen vortonig entwickelte Redeteile läßt sich weder im Portugiesischen noch im Italienischen beobachten. Man denke nur an die Formen des bestimmten Artikels in den beiden Sprachen, oder gar an sogenannte Kurzformen wie *vosmecê* und *você* < *Vossa Mercê* oder italienisches *Madonna* < *mea domina*. Tatsächlich kennt auch das Altitalienische vortonige Possessivpronomina wie *me, mi, tu, su*, und viele Mundarten

scheiden auch heute noch ziemlich genau.¹ Das Portugiesische besaß wenigstens neben den weiblichen Formen *minha, tua, sua* bis zum 16. Jahrhundert ein *ma, ta, sa*, das schwerlich etwas anderes darstellen kann als die vortönige Gestaltung.²

Die Lautlehre also gibt keinerlei Handhabe, um die einseitige Verwendung der betonten Possessiva in der modernen italienischen und portugiesischen Schriftsprache zu erklären.

Vielleicht kann die Satzlehre uns helfen. Es ist zum wenigsten auffallend, daß im Portugiesischen sowohl wie im Italienischen dieselbe syntaktische Regel gilt: die besitzanzeigenden Beiwörter pflegen den bestimmten Artikel zu sich zu nehmen. Nur vor Verwandtschaftsnamen (Vater, Mutter, Bruder, Nichte etc.) und in vokativischer Anrede unterbleibt der Artikel. Ebenso unterbleibt er, wenn das Possessivum prädikativ funktioniert.³ Nun ist es wohl einleuchtend, daß bei vorausgehendem Artikel das Pronomen normalerweise einen stärkeren Accent erhält, als wenn es allein vor dem Nomen stünde:

Italienisch: *mi' amico* aber: *il mio amico*; portugiesisch: *ma pénnna*, aber: *a minha penna*.

Trotzdem dürfen wir die häufige Verwendung des bestimmten Artikels prinzipiell nicht als den zureichenden und einzigen Grund für den Sieg der höchtonigen Possessiva betrachten. In der Tat mögen noch andere Eigenheiten des italienischen resp. portugiesischen Satzbaus mitgespielt haben; wie z. B. die dem Franzö-

¹ Vgl. Meyer-Lübkes italien. Grammatik §§ 375—377 und Grammatik der roman. Spr. II, § 89, sowie B. Wiese, Altitalien. Elementarbuch, Heidelberg 1904, S. 122.

² Vgl. J. Cornu in Gröbers Grundriß, I, 1, S. 794.

³ Vgl. Sauer-Kordgien, Portugiesische Konversationsgrammatik, Lektion 14, und Mussafia, Italienische Sprachlehre, 25. Aufl., S. 17.

sischen fremde Inversion des Possessivums: *l'amico mio, a penna minha* u. dgl., die das Pronomen auf eine Linie mit dem Adjektivum rückt.

Diese syntaktischen Eigenarten (Gebrauch des Artikels und Inversion des Pronomens) verlangen ihrerseits wieder eine stilistische Erklärung.

Die häufige Verwendung des bestimmten Artikels entspricht in vielen Fällen der plastischen und anschaulichen Phantasie des Italieners, seiner Neigung, die Dinge zu konkretisieren und zu individualisieren. Der Italiener, der in einen Laden tritt, wird nicht sagen: *mi dia burro!* sondern: *mi dia il burro!* Er sieht das Stück Butter schon vor sich. Dementsprechend bleibt er sich auch aufs genaueste bewußt, daß der Genitivus partitivus im Grunde immer eine quantitative Vorstellung, eine Maßbestimmung ausdrückt. Er hält aufs genaueste die drei Fälle auseinander:

- 1) *bevo birra,*
- 2) *bevo la birra,*
- 3) *bevo della birra.*

Bei Nummer drei denkt er an eine bestimmte Quantität des Getränkes, bei eins hat er die Qualität im Auge: *bevo birra, non bevo vino.* Bei zwei versinnlicht er sich das edle Naß mit all den individuellen Eigenschaften, die ihn besonders daran interessieren. Dem abstrakter veranlagten Franzosen, der den Partitivus sogar auf übersinnliche Dinge anwendet, pflegen sich diese drei verschiedenen Intuitionen in eine einzige: *je bois de la bière* aufzulösen; *je bois la bière* ist ihm nicht fremd, aber doch weniger geläufig. So genügt denn dem Italiener die einfache Bestimmung eines Gegenstandes durch den Hinweis auf dessen Besitzer oder Zugehörigkeit nicht mehr. Er verlangt verstärkte Individualisierung: nicht *mio cappello*, sondern: *il mio cappello*; oder gar: *il cappello mio*. Ähnlich wie er auch zahlenmäßige Angaben noch näher zu präzisieren sich gezwungen fühlt: *mori*

a venticinque anni, und verstärkt: *ai venticinque anni mori*. — Es ist gewiß kein Zufall, daß dasselbe Volk, das dem Possessivpronomen den Wert eines Adjektives verlieh, als erstes unter den Völkern Europas die „Entdeckung des Individuums“ gemacht hat, um mit Jakob Burckhardt zu reden.

Warum dieses Streben nach Individualisierung gerade vor den Verwandtschaftsnamen Halt gemacht haben soll (*mio padre*, nicht *il mio padre*), ist zunächst nicht einzu- sehen. Wenn die Tendenzen des Sprachgeistes wirklich die unbedingte Ursache aller zugehörigen Ausdrucksformen sein sollen, so müssen sie sich auch unbedingt geltend machen. — Und in der Tat ist die Regel vom Possessivpronomen ohne Artikel bei Verwandtschaftsnamen falsch. Man kann sehr wohl *il mio padre* sagen. Gabriele d'Annunzio hat vor sein neuestes Trauerspiel: *La figlia di Jorio* die folgende Widmung gesetzt: *Alla terra d'Abruzzi, alla mia madre, alle mie sorelle* etc. *A mia madre* aber gehört vielleicht der Familiensprache an, wo man von einer ausdrücklichen Individualisierung der nächsten und vertrautesten Verwandten wohl absehen konnte; wir hätten also eine familiäre Lizenz zu verzeichnen, die sich allmählich ausbreitete.¹

Aber viel wahrscheinlicher noch als diese Erklärung ist die folgende: Nicht bloß Verwandtschaftsnamen, sondern alle Nomina, die ein prädikatives Verhältnis von einer Person zur anderen auszudrücken geeignet sind, unterliegen mehr oder weniger denselben Schwankungen,

¹ Meyer-Lübke a. a. O. III, § 167, will das Fehlen des Artikels bei Verwandtschaftsnamen als eine Verallgemeinerung der vokativischen Anrede erklären. Dagegen ist einzuwenden, daß *mio padre!* als Anrede etwas Außergewöhnliches und die vorherrschende Form *padre mio!* ist. Auch ist die Hypothese Meyer-Lübkes nicht imstande, das Wiedereintreten des Artikels bei beigefügtem Adjektiv zu erklären: *il mio buon padre*.

z. B. *amico, nemico, protettore, moglie, maestro, padrone* etc. Man kann nämlich beim Gebrauch solcher Worte entweder an die Personen denken, die ihre Träger sind, oder aber an das Verhältnis, in dem die Personen erscheinen sollen. Aus dem folgenden Beispiel erhellt der Unterschied ohne weiteres: *La regina ama il popolo come suoi figli. La regina ama il popolo come i suoi figli.* Das erstemal ist die Meinung, daß die Königin zu ihrem Volk im gleichen Verhältnis steht wie eine Mutter zu ihren Kindern. Sie selbst braucht darum keine Kinder zu haben. Das zweitemal soll gesagt werden, daß der Königin ihr Volk gerade so lieb ist wie die Erbprinzen, ihre leibhaftigen Kinder: So erklärt sich auch der Gegensatz von *suo padre* und *il suo papà*. *Padre* ist die personifizierte Vaterschaft; *papà* ist sozusagen der Eigenname: der Vater selbst. Bewegt man sich innerhalb der Familie, so gebraucht man meistens derartige Eigennamen: *il babbo, la mamma* etc.; außerhalb der Familie aber interessiert nicht das Individuum, sondern das verwandtschaftliche Verhältnis. Daher: *mio padre, nostro fratello*. — Ähnlich mag es sich im Portugiesischen verhalten. Vielleicht hat dort noch außerdem das italienische Beispiel bestimmend gewirkt.

Auch die Unterschiede von Redensarten wie *a sua disposizione* und *alla sua disposizione (servizio, comandi)* sind, wenn ich nicht irre, von demselben Gesichtspunkt aus zu beurteilen. Das erstemal denke ich an die Verfügung, die von Jemand kommt, das zweitemal an die Person als eine in bestimmter Weise verfügende; das erstemal liegt der Accent auf *disposizione*, das zweitemal auf *sua*.

So hat sich denn auch hier wieder die Regel sowohl wie die Ausnahme nur aus stilistischer und idealistischer Betrachtung einzelner, als typisch herausgegriffener Fälle einigermaßen befriedigend erklären lassen. Dieses Verfahren wird schon seit langer Zeit und mit hervorragenden

dem Scharfsinn von Adolf Tobler an den Problemen der französischen Syntax erprobt.¹ Es wäre Zeit, dieselbe idealistische Betrachtungsweise auch auf Flexions- und Lautlehre bewußt und systematisch auszudehnen. Denn immer ist und bleibt die Stilistik das α und ω der Philologie.

Dem gewöhnlichen Menschenverstand, dem schlimmsten Feinde aller exakten Wissenschaft, will es freilich nicht zu Sinne gehen, daß selbst die unbedeutendsten und scheinbar zufälligsten sprachlichen Wandlungen immer eine ästhetische, d. h. in der Geistesart des Sprechenden liegende Ursache haben sollen.

Was scheint auf den ersten Anblick willkürlicher zu sein als die Art, wie in den meisten Sprachen über das Genus der Nomina entschieden wird? — Wir lesen z. B. in einer sonst nicht gerade gedankenlosen Grammatik die Worte: . . . *il est quelquefois très difficile de trouver la raison logique qui a présidé au choix d'un des deux genres. Ce sont bien souvent les hasards de la forme qui l'ont déterminé.*² Dementsprechend wird im folgenden Paragraphen eine Gruppe von Worten aufgeführt, wo *la terminaison du mot, suivant qu'elle est masculine ou féminine, réagit sur le genre des mots.* Z. B. *raifort, plantain, van, choléra, acacia*, ja sogar: *le phylloxera vastatrix*; und umgekehrt eine Reihe lateinischer Maskulina, die durch ihre phonetische Gestalt oder durch ihr Suffix zu der Gruppe der Feminina hinübergezogen wurden:

¹ Toblers Beispiel hat mehrfache Nachfolge gefunden. Als eine in diesem Sinne besonders bemerkenswerte Studie erwähne ich die knappen Ausführungen von H. Morf über die *Tempora historica* im Französischen in „die neueren Sprachen“, Zeitschrift, Marburg 1904.

² F. Brunot, *Précis de grammaire historique de la langue française*. 3^e édit. Paris 1894, S. 232 f.

amulette, comète, énigme, épithète, rime, poudre, ren-contre etc.

Gegen diese Darstellung ist verschiedenes einzuwenden. Vor allem, daß es eine *Raison logique* weder für die Geschlechtsbestimmung der Nomina, noch überhaupt für die Entwicklung einer Sprache geben kann. Logisch oder unlogisch ist ein Gedankengang oder ein Begriffssystem, aber niemals die Form, in der sich solche Gedanken ausdrücken. Das was man gemeinhin als logische Korrektheit oder logische Durchbildung einer Sprache bezeichnet, ist, bei Lichte betrachtet, entweder die Korrektheit der in der betreffenden Sprache ausgedrückten Gedanken, also: die wissenschaftliche Folgerichtigkeit des Inhalts, oder die mehr oder weniger strenge Einheitlichkeit der gebrauchten und gebräuchlichen stilistischen Ausdrucksformen, also die Familienähnlichkeit der Formen: das was dem Positivisten als grammatische Regelmäßigkeit erscheint. — Trifft es sich nun gar, daß ein logischer Kopf zugleich auch ein guter Stilist ist, so wird die Illusion vollständig, und man glaubt mit Recht von den logischen Vorzügen seiner Ausdrucksweise reden zu können. Wenn wir Deutsche das Französische als die logische Sprache *par excellence* bewundern, so will das heißen, daß in Frankreich viele Männer gewirkt haben, die mit der Anlage zum systematischen Denken zugleich die Fähigkeit einer adäquaten Ausdrucksweise besaßen. An und für sich aber ist jedes Sprechen alogisch. Indem man spricht, setzt man ein akustisches oder graphisches Zeichen: ein σύμβολον für eine psychische Vorstellung. Nennen wir diese A und jenes B, so beruht die Sprache auf dem Postulat: A soll gleich B sein. — Logisch gesprochen aber ist A immer gleich A, und B immer gleich B. Darum haben neuerdings verschiedene philosophische Vertreter eines übertriebenen Individualismus behauptet, alle Sprache sei eine Quelle, und zwar eine notwendige Quelle des Irrtums, eine Fälschung

oder wenigstens eine rohe Vergrößerung und Entstellung unserer psychischen Innenwelt.¹ — Die These wäre richtig, wenn der Sprechende tatsächlich A mit B, die Vorstellung mit dem Ausdruck identifizierte. Die wahren Künstler der Sprache aber bleiben sich fortwährend des metaphorischen Charakters aller ihrer Worte bewußt. Sie korrigieren und ergänzen immerzu die eine Metapher durch die andere, sie lassen die Worte sich widersprechen, und achten nur auf die Einheit und Sicherheit des Gedankens. $A = B$ ist ihnen ein Postulat, kein Theorem. Postulate aber liegen außerhalb des logischen Bereiches. In der Tatsache der menschlichen Sprachbegabung liegt auch schon fertig und lebendig die Erfüllung dieses Postulates — viele tausend Jahre bevor es jemand in den Sinn gekommen ist, das Postulat zu stellen. $A = B$ ist die Grundbedingung unseres geistigen Lebens. Wer sie verneint, begeht intellektuellen Selbstmord. Wer sie bejaht, gehorcht den Geboten seiner Natur, ohne damit die Logik in irgendeiner Weise zu schädigen oder zu fördern; denn die Logik beginnt erst hinter der Sprache und mittelst der Sprache, aber nicht vor ihr oder ohne sie. Soviel über die *Raison logique*.

Geradesowenig wie eine *Raison logique* gibt es eine *Raison phonétique* oder *hasards de la forme*, die das Geschlecht der Nomina bestimmen. Wie zufällig das Verhältnis zwischen der lautlichen Gestalt und dem grammatischen Geschlecht der Worte ist, mag man aus der langen Reihe doppelgeschlechtiger Formen ersehen: *un amour — une amour, un œuvre — une œuvre, un couple — une couple*² etc. Die Form bleibt dieselbe, wohl aber differenziert sich mit dem Geschlecht zugleich auch die Vorstellung.

¹ Vgl. G. Prezzolini, *Il linguaggio come causa d'errore*, Florenz, Biblioteca del Leonardo und dazu die lichtvolle Kritik von B. Croce in der *Critica*, II, S. 150 ff.

² Vgl. E. Mätzner, *Französ. Grammatik*, 3. Aufl., II, § 45.

Es kann in jeder Sprache, und zwar meistens ohne ernstliche Gefährdung der Gemeinverständlichkeit, vorkommen, daß ein und dasselbe akustische Symbol für verschiedene Vorstellungen gebraucht wird. Was ist nur das Lautbild *amour* für ein vieldeutiges Ding! Der umgekehrte Fall aber ist theoretisch unmöglich und kommt praktisch nur in dem Munde derjenigen Leute vor, die ihrer Sprache nicht mächtig sind. Für sie macht es keinen Unterschied, ob sie *un amour* oder *une amour*, *un foudre* oder *une foudre*, *il verra* oder *il va voir*, *je t'aime* oder *je t'adore* sagen. Die Kunst des Sprechens aber besteht gerade darin, daß man auch mit den feinsten lautlichen, flexivischen, syntaktischen und lexikologischen Nuancen zugleich eine entsprechende Nuancierung der Vorstellungen zu verbinden weiß. Mit anderen Worten: es gibt Homonyme in jeder Sprache; Synonyme aber sind entweder Sprachfehler, oder ein unwissenschaftlicher Begriff, der durch mangelhafte Interpretation des Sprachmaterials entstanden ist. Nur in der Logik, wo Gedanken und Sprache sich trennen, kann es Synonyme geben. Die logischen Synonyme aber nennt man Tautologien.

Was von Sätzen, Wortgruppen und Worten gilt, muß konsequenterweise auch auf Wortteile, Präfixe, Suffixe etc. ausgedehnt werden. Die positivistische Grammatik der französischen Sprache weiß z. B. von einem Femininsuffix *-e* zu berichten: *court — courte*, *vrai — vraie*, *voisin — voisine*; von einem anderen *-esse*: *poète — poétesse*; oder *-trice*: *électeur — électrice* u. dgl. mehr; wobei der Begriff der Weiblichkeit als mit dem Suffix dauernd und immanent verbunden angesehen wird. Die Verweiblichung ist, wie man zu sagen pflegt, die Funktion dieser Suffixe. — Fügt es sich nun, daß ein Wort, das ursprünglich Maskulinum oder Neutrum war, durch irgendwelche Schicksale eine Lautgestalt erhält, die an bereits vorhandene Femininendungen erinnert, so kann es vorkommen, daß es auch seiner Bedeutung nach in die

Klasse der Feminina überspringt. So wird das einst neutrale *opera* zu *une œuvre*, *amuletum* zu *une amulette*. In den Endungen *-e*, *-ette* erblickt man den Grund des Geschlechtswandels. Oder umgekehrt: ursprüngliche Feminina werden männlich: *plantaginem* > *un plantain* mit sogenannter Angleichung an Maskulina wie *le nain*, *le refrain*.

In Wahrheit aber ist die lautliche Ähnlichkeit nicht die Ursache, sondern die Bedingung oder der Anlaß für den Geschlechtswandel. Wäre der Gleichklang die Ursache, so müßte auch *la main*, die Hand, männlich geworden sein.

Die Meinung, daß bestimmte Suffixe auch bestimmte Funktionen haben, ist unwissenschaftlich. Wieder ein Irrtum der positivistischen Richtung. Ein und dasselbe Suffix kann die verschiedenartigsten Nuancen erhalten und schließlich seine Funktion wechseln, je nachdem es mit gewissen Stämmen vereinigt wird: *maitresse* steht zu *maitre* durchaus nicht in demselben Verhältnis wie *moinesse* zu *moine*. *Lehrerin* verhält sich zu *Lehrer* durchaus nicht analog wie *Mann* zu *Männin*. Wenn *Lehrerin* ungefähr die weibliche Form zu *Lehrer* ist, so dürfte *Männin* die weibliche Uniform, die Karikatur von *Mann* sein.

Geradeso verhält es sich mit den Suffixen der Verbalflexion. Das französische Futursuffix kann, je nach Zusammenhang, die verschiedensten Funktionen haben, und muß von uns abwechselnd mit: wollen, können, mögen, werden, dürfen, sollen u. a. übersetzt werden. Die grammatische Einteilung in Futurum und Präsens deckt sich keineswegs mit der chronologischen in Zukunft und Gegenwart; die sprachliche Teilung in weiblich und männlich hat nichts zu tun mit der zoologischen. Sie enthält auch nicht, wie man schon gemeint hat, ethische oder ästhetische Werturteile. Ich erinnere mich, einst einen Sonderling und leidenschaftlichen Misogy-

nen kennen gelernt zu haben, der mit dieser Anschauung Ernst machte und in seinen schauerhaften Gedichten alle diejenigen Feminina, die ihm besonders schätzenswerte Dinge zu bezeichnen schienen, unerbittlich maskulinisierte. So sang er von dem Sonnen, von dem Luft und von dem Nachtigall. Als ich ihm erzählte, wie die alten Trobadors ihre geliebte Frau als Herr (*midons*) behandelten, da begann er zu begreifen, daß sein Verfahren ein zweischneidiges Schwert war, und anstatt zur Entwertung des Weiblichen am Ende zur Profanation des Männlichen führen konnte; und daß es eine unzuverlässige Sache sei, innerhalb der Sprache zu philosophieren und Wertbegriffe in ihren Formen zu suchen.

Die Geschlechtsbestimmung in der Sprache ist, wie alles Sprechen, ihrem Wesen nach symbolisch oder metaphorisch, oder wenn man will: im weitesten Sinne des Wortes anthropomorph. Der Mensch projiziert seine eigene Geistesart in die Dinge hinein. Sein Sprechen ist individuelle Tätigkeit seines auf Erkenntnis des Individuellen gerichteten Vermögens: Phantasie, Intuition, ästhetische Schöpfung, und enthält auch nicht das leiseste logische Element. Darum ist die Sprechweise des Einen absolut nicht bindend für den Andern. Dem Romanen ist die Sonne ein Maskulinum, dem Germanen ein Femininum. Beide Intuitionen haben ihren guten Grund; aber nicht in der Sonne, sondern in den Sprechern.

Es mag dem Sprachforscher in vielen Fällen äußerst schwer und vielleicht auch praktisch unmöglich sein, diejenige Intuition genau zu rekonstruieren, die in dem Sprechenden wirksam war, als er einem bestimmten geschlechtslosen Ding ein bestimmtes Geschlechtssuffix oder einen Geschlechtsartikel zuwies. Viel leichter freilich ist es, einen äußeren Anlaß wie Gleichklang oder Suffixtausch zu entdecken.

Sobald in einem Wissensgebiet der Positivismus Trumpf wird, ist „wissenschaftlich arbeiten“ auch für das

flacheste Gehirn keine Kunst, für den wissenschaftlich Veranlagten aber wahrhaftig keine Freude mehr.

Die Beziehungen zwischen flexivischem Wandel, resp. zwischen Wortbildung und geistiger Intuition sind von Hermann Osthoff zum Gegenstand einer eindringenden sprachvergleichenden Studie gemacht worden, die er mit merkwürdigem selbstgeschaffenem Terminus „vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen“ betitelte.¹

Osthoff unterscheidet in den einzelnen Sprachen „echt-stoffliche“ und „unecht-stoffliche“ Wortgruppen. Die „unecht-stofflichen“ sind solche, in denen die Zusammengehörigkeit rein nur auf die Bedeutung gegründet ist: *fero — tuli — latum*; *bonus — melior — optimus*; *soror — frater* etc. In den „echt-stofflichen“ treffen Bedeutungsverwandschaft und lautliche Stammverwandschaft zusammen: *grand — plus grand — le plus grand*; *maitre — maitresse*; *agit — agissait* etc. — In der Sprachentwicklung gehen nun die Dinge kreuz und quer durcheinander: dort werden unecht-stoffliche Gruppen zu echt-stofflichen uniformiert; hier geht eine unecht-stoffliche unter und wird durch eine andere echt- oder unecht-stoffliche ersetzt; oder wird umgekehrt eine echt-stoffliche differenziert. Uniformierung und Differenzierung oder Nivellierung und Individualisierung sind die Richtungen, in denen sich der schaffende Sprachgeist bewegt.

Die „psychologische Bewandtnis“, die es mit diesen Erscheinungen hat, wird von Osthoff so treffend beschrieben, daß ich mir nicht versagen kann, die einschlägigen Stellen im Wortlaut mitzuteilen: „Wie der Mensch mit seinem leiblichen Auge allemal das räumlich Zunächstliegende in schärferer Besonderung erschaut, so werden auch mit dem seelischen Auge, dessen Spiegel

¹ Heidelberger Rektoratsrede 1899.

die Sprache ist, die Dinge der Vorstellungswelt desto schärfer und individueller erfaßt, je näher sie dem Empfinden und Denken des Sprechenden treten . . . Wird z. B. im Deutschen mit wurzelhafter Unterscheidung *Sohn* und *Tochter* gesagt, ebenso *Knabe* und *Mädchen*, *Hengst* und *Stute*, so wird «der individuelle Unterschied lebhaft betont, aber es fehlt an dem Ausdruck der Zusammengehörigkeit der aufeinander angewiesenen Geschlechter derselben Gattung». Diesem Mangel begegnet andererseits die gruppierende Auffassungsweise, welche dem von der Natur gegebenen Paar denselben lautlichen Grundtypus zuweist, wie in lateinisch *filius* und *filia*, *puer* und *puella*, *equus* und *equa* . . . «Wenn der Geist lernt (sagt Georg von der Gabelentz) klassifizierend Gattungen, Arten und Individuen zu unterscheiden, ein- und unterzuordnen: so muß ich das Hauptverdienst daran dem Gemüte zuschreiben und seiner Perspektive, die das Nächste am schärfsten unterscheidet, das Entfernte mit sicherem Überblick gruppenweise zusammenfaßt». . . . „Es bleibt, logisch betrachtet, der Begriff des Essens gewiß der gleiche, ob nun die Essen genannte Handlung als ein eben jetzt behaglich andauerndes Speisegenießen sich vollziehe, oder ob es sich um den in einem bestimmten Zeitpunkte der Vergangenheit momentan erfolgten Akt der Speiseaneignung handle. Aber nicht logische Begriffe bringt die natürliche Sprache zum Ausdruck, sondern eben Vorstellungsbilder, und der Verschiedenheit dieser entsprechend fällt der etymologische Reflex anders aus für Essen in der einen, anders für dasselbe in der zweiten der beiden bezeichneten Situationen: dort griechisch ἐσθίω, hier ἔφαγον»

„Der Fortschritt im Sprachleben von individualisierender zu gruppierender Ding-Auffassung und -Benennung ist zugleich ein Hebel für die Entwicklung der logischen Denktätigkeit des sprechenden Menschen. Es muß offenbar auf die sogenannte «klassifikatorische

Begriffsbildung» günstig einwirken, notwendig den Prozeß derselben befördern helfen, wenn immer mehr das Bedürfnis befriedigt wird, «dasjenige, was man in der Regel zu koordinieren pflegt, auch klangähnlich zu machen».“

Das Bewundernswerte an diesen geistvollen Ausführungen ist, daß der Verfasser streng positivistisch in der Methode vorgeht und zwei Gruppen, die in Wirklichkeit fortgesetzt ineinander überfließen, sich zu unterscheiden bemüht, daß er aber die beiden Haupttendenzen im Sprachgeist, die sich ihm ergeben: die gruppierende und die individualisierende nicht für wesensverschiedene Tätigkeiten nimmt, sondern sich auf den idealistischen Standpunkt emporzuschwingen weiß, sobald es sich darum handelt, die Ursache der beobachteten Erscheinungen zu ergründen. Osthoffs Grundgedanke bleibt: alles Sprechen ist Anschauung, sei es, daß es ein Einzelding oder eine Gruppe von Dingen fixiere. Das intuitive Zusammenfassen der Dinge in Gruppen ist der letzte Schritt zum logischen Denken, aber noch nicht das logische Denken selbst. Der radikale Positivist hätte einen Schritt weiter getan: er hätte die Scheidung in echt-stoffliche und unecht-stoffliche Wortgruppen für eine tatsächlich bestehende, wissenschaftliche und qualitative genommen, da er ja nur die empirischen Begriffe als „wissenschaftlich“ gelten läßt. Er hätte das, was für Osthoff ein gradueller Unterschied bleibt, für einen Wesensunterschied erklärt. Er hätte damit den Dualismus von Anschauung und Abstraktion, von Phantasie und Logik, Kunst und Wissenschaft in die Sprache selbst hineingetragen, wie ich es, offengestanden, selber einmal zu tun mich hinreißen ließ.

2. Satzlehre.

Die eigenen Irrtümer sind, wenigstens für den Beteiligten, immer die lehrreichsten. Da sich der meinige auf dem Wege zwischen Syntax und Stilistik ereignet hat, und wir bisher vorzugsweise nur von den Zusammenhängen zwischen Flexionslehre und Stilistik gehandelt haben, so führt uns die heilsame Selbstkritik zugleich auch einen Schritt weiter in der Betrachtung.

Während meiner Straßburger Studienzeit fühlte ich mich besonders durch die Übungen über französische Syntax angezogen, die mein hochverehrter Lehrer, Prof. G. Gröber, damals im romanischen Seminar veranstaltete. Der Grundgedanke seiner Darstellung war, wenn ich nicht irre, ein ähnlicher wie derjenige der Osthoffschen Arbeit, die übrigens damals noch nicht erschienen war.

Wie bei der Bildung flexivischer, so laufen auch bei der Bildung syntaktischer Gruppen zwei Haupttendenzen durcheinander: die nivellierende und die individualisierende, oder wie Gröber sich ausdrückte: die verstandesmäßig-objektive und die gefühlsmäßig-subjektive. Je lebhafter eine Vorstellungsreihe das persönliche Interesse des Sprechers erregt, je stärker sie affektiv gefärbt ist, desto mehr wird sie auch syntaktisch differenziert werden. So erhält man zwei typische Gruppen syntaktischer Ausdrucksmittel: die objektive *Syntaxis regularis* und die subjektive *Syntaxis irregularis*, die sich beide in der Rede fortwährend miteinander vermischen, in der Grammatik aber ziemlich genau auseinandergehalten werden können. — Welches ist das Kriterium?

1) Der statistisch für die Zeit und den Ort, wo das Sprachdenkmal entstanden ist, festgestellte syntaktische Sprachgebrauch.

2) Ein Experiment. Um zu entscheiden, ob ein Ausdruck subjektiv-affektischen Gehalt hat oder nicht, versucht man, ihn auf die objektiv-verstandesmäßige Form

zu bringen, d. h. man setzt den Affekt „in das ihn bezeichnende Wort“ um. „Wo solche Umsetzung in einer Sprache möglich ist, liegt affektische Satzform vor; wo sie nicht geschehen kann, fehlt der Sprache entweder ein den Affekt . . . bezeichnendes Wort, oder es ist der in lehrhafter (objektiver) Rede übliche Ausdruck gewählt.“¹

Z. B. a) *Plût à Dieu!* objektiv: *je voudrais qu'il plût à Dieu.* Affektische Ellipse.

b) *Allez, allez!* objektiv: *Allez tout de suite.* Affektischer Pleonasmus.

c) *Le traître, je le punirai!* objektiv: *je punirai ce traître.* Affektische Inversion.

d) *Si je le voyais, je l'invitais!* objektiv: *Si je l'eusse vu, je l'aurais invité certainement.* Affektische Permutation.

Sämtliche affektische Ausdrucksmittel der Syntax weichen in diesen vier Hauptrichtungen von der objektiven Syntax ab. Es handelt sich also um quantitative Unterschiede (Ellipse und Pleonasmus) und um qualitative (Inversion und Permutation).

Diese ganze Einteilung ist, gradeso wie diejenige Osthoffs in echt-stoffliche und unecht-stoffliche Gruppen, ihrem Wesen nach relativ. Was in Mittelfrankreich eine affektische Inversion ist, kann in Ostfrankreich der *Syntaxis regularis* angehören. So z. B. die Stellung des Adjektivs: *un savant homme*, die in lothringischen Mundarten durchaus regulär erscheint²: also ohne affektische Färbung.

Was heute als objektive Syntax beurteilt werden muß, kann früher eine affektische Permutation gewesen sein; z. B. das romanische Futurum *j'aimerais* aus ur-

¹ Gröbers Grundriß I, 1, S. 215, 2. Aufl., S. 275 ff.

² Wie Meyer-Lübke a. a. O. III, S. 781, annimmt, unter deutschem Einfluß.

sprünglich affektivem *amare habeo* anstatt des objektiven *amabo*, oder Imperative wie *parlez! allez!*, die früher nichts anderes als permutierte Indikative waren. So kann man denn bei vielen archaischen Wendungen zweifeln, ob sie noch als affektiv, oder schon als regulär zu registrieren sind. Gröber hat einen Ausweg gesucht, indem er die Archaismen in eine selbständige Gruppe verweist. Man sieht: die ganze Einteilung muß, wofern sie nicht willkürlich und falsch werden will, dem Wechsel des Sprachgebrauchs in Zeit und Raum fortwährend Rechnung tragen. Dessen ist sich Gröber vollständig bewußt; darum fordert er, daß dieses empirische System unaufhörlich durch historische Betrachtung ergänzt und berichtigt werde. Die Gröberschen Ausdrucksklassen brauchen dadurch noch nicht hinfällig zu werden, daß es einen historischen und einen geographischen Übergang von der einen in die andere gibt; sie schwimmen wie ein leichtes geschmeidiges Netzwerk auf dem Fluß der Rede; ihre Maschen verschieben sich mit dem Gang der Strömung, aber sie zerreißen nicht.

Jedoch nicht bloß diejenige Seite des Systemes, die auf den statistisch festgestellten Sprachgebrauch einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Ortes sich stützt, ist schwankend und relativ, sondern auch die andere, die sich aufs Experiment, d. h. auf die psychische Erforschung des Ausdrucks gründet. Denn auch die Begriffe „verstandesmäßig“ („lehrhaft“) und „affektiv“ in dem Sinne, den ihnen Gröber verleiht, sind relativ. Was verstandesmäßig ist, braucht darum nicht unaffektiv, was affektiv ist, nicht unverstandesmäßig oder unlogisch zu sein. Eine unaffektive, oder affektiv gänzlich indifferente Gemütslage gibt es nicht. Stillstand des Affektlebens ist Tod; Stillstand des Intellektlebens ist Blödsinn. Die beiden Begriffe schließen sich also nicht aus, sondern stellen nur Teilbegriffe oder Gradunterschiede dar. Die absolute Einheit, von der sie beide die relativen Teilein-

heiten ausmachen, ist die Sprache oder das Sprachvermögen des Individuums.

Wenn also Gröber von einer Redewendung sagt: sie gehört der affektischen Syntax zu, so will er damit in letzter Linie und mit peinlicher Präzisierung aller Kautelen, wie mir scheint, nichts anderes sagen als ungefähr das Folgende: Die Redeweise A ist, im Vergleich zum herrschenden Sprachgebrauch des Landes B und des Zeitalters C, so geartet, daß man, sobald man versucht, sich in die Seele des Autors D zu versetzen, annehmen muß, er habe sich, als er sich ihrer bediente, eher in einem Zustande der gemüthlichen Erregung als der Ruhe befunden, oder er habe wenigstens die Absicht gehabt, seiner Sprache ein vorwiegend affektisches Gepräge zu geben, die Stärke seines Interesses am Gesagten auch formell im Satzbau auszudrücken.

Erinnern wir uns nun, daß nach unserer Definition das Wesen der Stilistik in der idealistischen Ergründung des sprachlichen Ausdrucks als einer rein individuellen Schöpfung liegt; so ist es klar, daß das Verfahren Gröbers zur Stilistik im strengen Sinn nicht verwendbar ist. Gröber will ja die Redeweise A nicht bloß in ihrem Zusammenhang mit dem Individuum D ergründen, sondern er will ihr Wesen außerdem noch durch den Vergleich mit dem Sprachgebrauch BC präzisieren. Die Darstellung der Sprache und speziell des Satzbaues als eines konventionellen Gebrauches aber ist Sache der positivistischen Syntax. Gröber hat darum die eigentümliche Stellung seines Systemes sehr richtig erkannt, wenn er nach Darlegung der Grundzüge schreibt: „Hier berühren sich Syntax und Stilistik“.¹

„Syntax und Stilistik“, nicht Stilistik und Syntax. An diesem Punkte kann die Kritik, die sich an Gröbers Auffassung wiederholt versucht hat², wirkungsvoll ein-

¹ a. a. O.

² Vgl. B. Croce, *Di alcuni principii di sintassi e stili-*

setzen. Sie kann mit gutem Rechte einwenden: von der Syntax hinüber zur Stilistik führt keine wissenschaftliche Brücke. Der einzig mögliche Weg läuft umgekehrt von der Stilistik zur Syntax. Seinem eigensten Wesen nach ist aller sprachliche Ausdruck individuelle geistige Schöpfung. Zum Ausdruck einer inneren Intuition gibt es immer nur eine einzige Form. So viele Individuen, so viele Stile. Übersetzungen, Nachahmungen, Periphrasen sind neue individuelle Nachschöpfungen, die dem Original mehr oder weniger ähnlich sehen mögen, aber niemals mit ihm identisch sind. Syntaktischer Sprachgebrauch und Sprachregeln sind rohe, ungenaue, durch empirische, positivistische und äußerliche Betrachtung entstandene Begriffe, die vor einer streng idealistischen und kritischen Sprachwissenschaft nicht bestehen können. Wenn die Menschen sich sprachlich untereinander verständigen, so hat das doch nicht seinen Grund in der Gemeinsamkeit der Sprachkonventionen oder des Sprachmateriales oder des Satzbaues, sondern in der Gemeinsamkeit der Sprachbegabung. „Sprachgemeinschaften“, Mundarten u. dgl. gibt es in Wirklichkeit überhaupt nicht. Diese Begriffe kommen ebenfalls nur durch mehr oder weniger willkürliche Gruppierungen zustande und sind ein weiterer Irrtum des Positivismus. Man sperre zwei oder mehrere Individuen, die früher den heterogensten „Sprachgemeinschaften“ angehört haben, und zwischen denen es keinerlei gemeinsame Sprachkonventionen gibt, zusammen: —

stica psicologica del Gröber in den *Atti dell'Accad. Pontaniana*, vol. XXIX. Dazu meine Entgegnung im *Literaturbl. f. germ. u. rom. Philol.* 1900, Sp. 25 ff., die ich jetzt nicht mehr in allen Punkten aufrechterhalten möchte, ferner Croces Erwiderung in *Flegrea*, Neapel, vol. II, 1. April; meine Bemerkungen in der *Zeitschrift für roman. Phil.* 1903, S. 352 bis 364, und endlich Croces Auseinandersetzung in der *Critica*, vol. II, S. 252—258, Neapel 1904, womit in dieser Sache hoffentlich das letzte Wort gesprochen sein dürfte.

sie werden sich vermöge ihrer Sprachbegabung in Kürze verständigen. Auf diesem Weg ist das Englische, und sind viele andere Sprachen entstanden, auf diesem Weg erfolgt alle Sprachentwicklung, alles sprachliche Leben. Jeder gibt dazu seinen kleinen Beitrag, jeder beteiligt sich schöpfend: Sprechen ist geistige Schöpfung. Eine Sprache kann im eigentlichen Sinn des Wortes nicht gelehrt, sondern, wie Wilhelm von Humboldt sagt, nur „geweckt“ werden. Nachsprechen ist Sache des Papageis. Dafür hat der Papagei aber auch keinen Stil und ist kein Sprachzentrum. Er ist sozusagen die personifizierte Sprachkonvention, die reine Passivität; er spricht die Sprache nach, aber er behandelt sie nicht schöpferisch. Ein bifachen Papagei steckt freilich wohl in jedermann: es ist das Defizit oder das Passivum in unserer Sprachbegabung, also nichts Positives, nichts Existierendes, kein selbständiges Prinzip, worauf man eine Wissenschaft gründen könnte. Wo das Defizit anfängt, hört die Sprachbegabung auf, und dort ist zugleich auch die Grenze der Sprachwissenschaft. Eine Sprache als Konvention und Regel betrachten, heißt also, sie unwissenschaftlich betrachten. Ergo ist Syntax überhaupt keine Wissenschaft — so wenig als Flexionslehre und Lautlehre. Dieses ganze Feld grammatischer Disziplinen ist ein von nimmermüden Positivisten angelegter unermesslicher Kirchhof, wo allerhand tote Sprachteile in Massen- und Einzelgräbern hübsch gebettet liegen, und die Gräber sind mit Aufschriften versehen und numeriert. — Wem hat nicht schon der Modergeruch dieser positivistischen Philologie beklemmend auf die Brust gedrückt!

Von der Syntax zur Stilistik eine Brücke schlagen, das heißt die Toten wieder auferwecken wollen. Die Lebendigen kann man totschiagen und ins Grab legen; und das wird täglich von vielen hundert Schulmeistern allerorten an der lebendigen Sprache geübt. Das Verfahren Gröbers aber käme — um in dem Bilde zu

bleiben — einer Wunderkur gleich. So ist es in der Tat. Aber ich sehe darin nicht seine Schwäche, sondern sein Verdienst.

Osthoff sowohl wie Gröber halten sich zunächst an die sprachlichen Regeln, an übernommene oder selbstgeschaffene positivistische Ausdrucksklassen, und greifen aus diesem toten Material gewisse Gruppen heraus, in die sie dann durch idealistische Interpretation wieder Sinn und Leben zu bringen suchen.

Aber wir behaupteten doch, daß jedem einzelnen Ausdruck ein besonderer und individueller geistiger Inhalt entspricht. Wie kann man also nach einer gemeinsamen psychischen Radix von Ausdrucksgruppen suchen, wenn jeder Ausdruck seine eigene Radix hat? Es ist zu erwidern, daß die individuellen Verschiedenheiten im Ausdruck und Inhalt eine generelle Ähnlichkeit sehr wohl zulassen. Ferner: daß ähnliche geistige Inhalte notwendig auch ähnliche Sprachformen erzeugen müssen — oder das ganze idealistische Kausalitätsprinzip wäre falsch.

Diese generellen, sogenannten „sprachpsychologischen“ Untersuchungen gründen sich auf die Voraussetzung, daß das Verhältnis von Geistesart und Sprachform kein zufälliges, sondern ein streng kausales ist. Sie gehen von den positivistischen Sprachregeln aus, zerstören sie und setzen an deren Stelle nicht etwa neue Regeln, sondern weite, allgemeine Maximen, nach welchen sich das Leben der Sprache von innen heraus begreifen läßt.

Angeregt durch diese tiefsinnige und befreiende Art der Sprachbetrachtung, wie ich sie zuerst durch Gröber kennen lernte, unternahm ich es, sie in einer stilistischen Monographie über die *Vita* des Benvenuto Cellini zur praktischen Verwendung zu bringen.¹ Ich übertrug das

¹ B. C.'s Stil in seiner Vita in Beiträge zur rom. Phil., Festgabe für G. Gröber, Halle 1899.

syntaktisch-stilistische und generelle Verfahren auf eine rein stilistische und spezielle Untersuchung, die ihrer Natur nach eine streng individualistische Behandlung verlangt hatte. Hierin lag die erste Ungenauigkeit.

Cellinis Stil wollte in diesem Fall mit sich selbst verglichen sein, nicht mit der Grammatik seiner Zeit. Statt dessen zerpfückte ich die geistige Einheit der *Vita* und zerschnitt sie nach syntaktisch-formalistischen Gesichtspunkten: in Rectio, Periodenbau, Wort- und Satzstellung, Permutationen, Pleonasmen und Ellipsen, und setzte jede dieser Kategorien mit einer psychischen Radix in Verbindung. — Dabei hoffe ich, wenigstens der Kirchhof-Wissenschaft der beschreibenden Syntax durch reichliche Materialsammlung einige Dienste geleistet zu haben, die ästhetische, oder, wie man jetzt zu sagen pflegt: psychologische Interpretation aber kam zu kurz. Die feineren Färbungen des Stiles gingen verloren, indem alles nur auf die zwei Hauptgrundlagen: „verstandesmäßig“ oder „gefühlsmäßig“ zurückgeführt wurde. Für die Erklärung des toten und von der positivistischen Grammatik aus allerhand Zeiten und allerhand Schriftstellern zusammengetragenen Sprachmaterials, d. h. für die generelle Sprachuntersuchung, bedeutet es eine unschätzbare Errungenschaft, die beiden Pole des menschlichen Sprachvermögens: individualisierende und gruppierende Dingauffassung fixiert und ihre Kontrastwirkungen im einzelnen aufgewiesen zu haben. Von der speziellen Stiluntersuchung aber darf man quantitativ weniger und dafür qualitativ um so mehr verlangen: sie sollte sich bemühen, auch die dazwischenliegenden Grade und all die kleineren und besonderen Züge aus der geistigen Physiognomie des isolierten Individuums herauszuarbeiten.

Jedoch nicht bloß das Detail ward vernachlässigt, sondern auch das Ensemble: der Geist der *Vita*, ihre Composition, ihre leitenden Gedanken konnten natürlich

mittelst eines vorwiegend syntaktischen Studiums immer nur stückweise und unsicher erfaßt werden.

Aber ich habe noch einen schlimmeren Irrtum begangen, indem ich das, was Gröber die verstandesmäßige und reguläre Syntax nennt, mit dem „analytisch-logischen Intellekt“ des Schriftstellers, und die „affektische Syntax“ mit seinem „synthetisch-künstlerischen Intellekt“ in kausale Verbindung setzte; — als ob der scharfe Logiker seine Vorstellungen immer affektlos und generell, der geniale Künstler die seinigen immer affektiv und individuell ausdrücken müßte, als ob es zwei wesensverschiedene Arten von Sprache gäbe: das logische Sprechen und das künstlerische; als ob die Zweiteilung der theoretischen Vernunft in Anschauung und Abstraktion für die Sprachwissenschaft verwertbar wäre, als ob die gruppierende Dingauffassung mit logischer Begriffsbildung identisch sein könnte.

Man mag die Vorstellung *der Hund* durch Einbeziehung der seltensten und verschiedensten Hundarten, und durch die umfassendste Gruppierung erweitern und verallgemeinern, so viel man will: ein Begriff wird darum aus dieser Vorstellung noch lange nicht. Der Begriff kommt durch Deduktion und Definition zustande; d. h. durch Ableitung von anderen und durch Abgrenzung gegen andere Begriffe. Die generelle Vorstellung aber entsteht durch Erweiterung und Verflüchtigung des sinnlichen Bildes. Der Begriff ist erst fertig, wenn das ganze System der Begriffe: die Philosophie erbaut ist; die generelle Vorstellung besteht für sich in eigener individueller und augenblicklicher Geltung und Unabhängigkeit. Sich in generellen Vorstellungen bewegen, heißt die Dinge in großen Umrissen und aus der Ferne, etwa aus der Vogelperspektive sehen; sich in Begriffen bewegen, heißt die unsichtbaren Beziehungen zwischen den Dingen erkennen.

Sprechen aber ist immer Vorstellung und Anschauung, niemals Abstraktion. Selbst wenn man von Begriffen und von den abstraktesten Dingen spricht, so bleibt man doch mit der Sprache immer im Gebiete der mehr oder weniger sinnlichen Anschauung. In Begriffen kann man nur denken, nicht sprechen. Wo die Logik anfängt, gehen Sprache und Denken auseinander, und es beginnt der Krieg der Philosophie gegen die Irrtümer der Sprache — freilich ein Krieg, der mit keiner anderen Waffe geführt werden kann als eben wieder mit der Sprache.

Ein solcher Irrtum der Sprache war auch der meinige. Der Gröbersche Terminus: verstandesmäßige Ausdrucksweise ist von mir falsch gedeutet worden als Ausdrucksweise des Verstandes, und gefühlsmäßige Ausdrucksweise als Ausdrucksweise des Gefühls. Worauf mir Benedetto Croce mit vollem Recht die Frage entgegenhielt: Wo bleibt dann die Ausdrucksweise des Willens?

Also nochmals: Sprachwissenschaft im reinen Sinn des Wortes ist nur die Stilistik. Diese aber gehört zur Ästhetik. Sprachwissenschaft ist Kunstgeschichte. — Wenn sich viele Philologen beim bloßen Klang des Wortes Ästhetik bekreuzen, so denken sie dabei wohl immer noch an die alte, dogmatische, nicht an die neue, kritische Ästhetik. Die alte verglich das Kunstwerk mit einem abstrakten, selbstgeschaffenen Schönheitsideal, die neue vergleicht das Kunstwerk mit dem Kunstwerk selbst; denn sie hat einsehen gelernt, daß es ebensoviele Schönheitsideale als Kunstwerke gibt. Nicht der Dichter soll die Intuitionen des Kritikers, sondern der Kritiker diejenigen des Dichters belauschen und soll uns zeigen, wo und wieso der Dichter mit seiner eigenen Intuition in Widerstreit gerät und seiner Muse untreu wird.

Dabei ist das kritische Verfahren dasjenige aller geistigen Kritik: nämlich bewußte Nachschöpfung oder

Reproduktion des inneren Prozesses der zum Kunstwerk etc. geführt hat. Wie eine logische oder eine arithmetische Funktion einzig nur dadurch zu kontrollieren ist, daß man sie wiederholt, so kann auch die ästhetische Funktion nur durch „Nachempfinden“, oder besser: Nachschöpfen verstanden und beurteilt werden. Irrtum ist hier möglich und sogar sehr häufig, aber Willkür ist ausgeschlossen. Das Verfahren demnach durchaus wissenschaftlich.¹

Tatsächlich sind Osthoff und Gröber zu ihren Ergebnissen auf keine andere Art gekommen, als indem sie die zu untersuchenden Ausdrucksformen in sich reproduzierten, sie in kongenialer Weise nachschufen, und dabei beobachteten, was in ihrem Innern vorging, welche psychische Stimmung, welche Anschauungsweise den Worten zugrunde lag.

Das ästhetisch-kritische Ingenium ist also eine Begabung: geradesogut wie das ästhetisch-produktive oder das logische oder das mathematische etc. Zur positivistischen Philologie, d. h. zur Materialsammlung, genügt es, wenn man fünf oder vielleicht auch nur vier Sinne und eine gehörige Portion Geduld hat. Zur eigentlichen Sprachwissenschaft aber braucht man das, was die Italiener *bernoccolo* nennen.

¹ Näher begründet und ausgeführt finden sich diese Lehren in Croces Ästhetik.

3. Bedeutungslehre.

In keiner anderen Disziplin der Sprachwissenschaft zeigt sich die Unzulänglichkeit des Positivismus so unverschleiert und so vielseitig wie in der sogenannten Semasiologie oder Bedeutungslehre. Hier begegnen uns nur noch die schwächsten, bescheidensten und hinfälligsten Elaborationen des Positivismus: sie aufzulösen bedarf es eines geringen Maßes von Scharfsinn. Je höher man emporsteigt in der Grammatik, desto klarer wird die Luft, und desto schwerer atmet in ihr der Positivist.

Die unumschränkte Rolle des psychischen Faktors liegt in der reinen Bedeutungslehre so offen zutage, daß alle Versuche einer äußerlichen Klassifikation sich sozusagen von selbst verbieten, und wenn sie trotzdem gemacht werden, doch niemals großen Schaden anrichten vermögen. Man darf sogar behaupten: je äußerlicher das Einteilungsprinzip, desto ungefährlicher ist es.

Sobald man nach den verschiedenen Bedeutungen und Bedeutungsfärbungen eines einzelnen Wortes forscht, wird man unfehlbar auf die Zusammenhänge, in denen es vorkommt, hingewiesen — und die Fühlung mit der Stilistik ist schon hergestellt. Man erklärt die „usuelle“ Bedeutung des Wortes aus seinen „okkasionellen“ Bedeutungen heraus.

Dabei bleibt es für den Philologen im Grunde belanglos, ob man das Material der Worte nach dem ABC anordnet, oder ob man, zu gewissen besonderen (etwa kulturhistorischen) Zwecken, gewisse begriffliche Gruppen herauschneidet und beispielsweise die Tiernamen, die Pflanzennamen, die Namen für seelische Zustände, für moralische Werte u. dgl. im Zusammenhang behandelt.

Schon etwas bedenklicher wird die Sache, wenn man als Einteilungsprinzip nicht mehr die orthographische Gestalt oder die ungefähre Bedeutung der Worte, sondern

die Art des psychischen Vorganges selbst zugrunde legt, durch den der Bedeutungswandel erfolgt ist. So hat man z. B. versucht, die Gesamtheit der Bedeutungsverschiebungen einzuteilen in: Determination, Translation und Substitution oder in spezialisierenden und generalisierenden oder in abschwächenden und verstärkenden oder in pejorativen und meliorativen Bedeutungswandel u. dgl. mehr. Es liegt bei derartigen Einteilungen immer die Gefahr nahe, daß man ihnen einen wissenschaftlichen Wert beimesse, den sie tatsächlich nicht haben können. Ein einziges Beispiel mag genügen:

Wenn das lateinische *hostis*, ursprünglich = „Fremder“, nach und nach zu der Bedeutung „Feind“ gelangt, so kann man in diesem Wandel, je nach den psychischen Zusammenhängen, in denen er stattgehabt haben mag, bald eine „Bedeutungsverengung“ (Determination), bald eine „Bedeutungsübertragung“ (Translation) oder gar eine „Bedeutungserweiterung“ (Substitution) erblicken. Verengung nämlich, insofern man die „Feinde“ als einen Teil der „fremden“ Völkerschaften denkt: also das Feindsein als einen besonderen Fall des Fremdseins; — Übertragung, insofern man das Fremdsein als etwas dem Feindsein Ähnliches und Vergleichbares faßt; — Erweiterung, insofern man sich das Fremdsein als einen charakteristischen Fall des Feindseins vorstellt. Alle diese psychischen Zusammenhänge mögen bei dem Bedeutungswandel „fremd—feind“ mitgespielt haben, und es ist deshalb durchaus willkürlich, ihn in die erste anstatt in die zweite oder dritte Kategorie einzureihen. Mit anderen Worten: diese Kategorien sind relativ, also keine Kategorien.

Nicht besser steht es mit den anderen Einteilungen des Bedeutungswandels. Man findet sie alle zusammengestellt und teilweise auch treffend, aber freilich nicht gründlich, nicht unerbittlich genug kritisiert in einer Berner Dissertation von Karl Jaberg „Pejorative Bedeu-

tungsentwicklung im Französischen“.¹ Der gemeinsame Irrtum sämtlicher dort angeführten Systeme liegt immer darin, daß sie einzelne, wesensverschiedene Arten von Bedeutungswandel unterscheiden wollen, während doch aller Bedeutungswandel seinem Wesen nach rein metaphorisch ist. Es gibt neben der Kategorie der Bedeutungsübertragung überhaupt keine andere mehr von absoluter d. h. wissenschaftlicher Geltung. Alle anderen lösen sich in diese eine auf.

Nur die Logik kennt hierarchisch geordnete Begriffssphären, und kann demgemäß bald eine Verengung, bald eine Erweiterung der Begriffe konstatieren. Die Sprache aber ist nun einmal nicht logisch, und darf der logischen Betrachtung nicht unterworfen werden. Die Sprache gibt keine Begriffe, sondern nur Anschauungen, von welchen eine jede ihre eigene, individuelle und augenblickliche Geltung hat und für sich beurteilt sein will. Nachträglich mag man seine Beobachtungen und Ergebnisse der Übersichtlichkeit zuliebe anordnen und das Gemeinsame oder Ähnliche herausstellen, wie sich's gerade am besten schickt, aber eine wissenschaftliche Disposition wird man nie und nimmer finden können. Man sollte darum auch nicht länger danach suchen wollen.

Ich wüßte dieses kurze Kapitel nicht besser zu beschließen als mit der emphatischen Wiederholung eines von Johann Stöcklein in seinen „Untersuchungen zur Bedeutungslehre“² ausgesprochenen Grundsatzes: „Ein einziger Fall (von Bedeutungswandel) genau untersucht, so daß man bei demselben wirklich erkennt, auf welchem Wege und auf welche Weise das Wort seine Bedeutung wechselte, ist ein größerer Gewinn als ein ganzes Buch voll schöner Theorien, womit jedoch kein einziger Bedeutungswechsel befriedigend erklärt ist . . .“

¹ Halle a. S. 1901 und vollständig in der Zeitschrift für romanische Philologie. — ² Münchener Dissertation 1897.

4. Lautlehre und Lautgesetz.

Ich hoffe gezeigt zu haben, wie die Flexionslehre, die Syntax und die Bedeutungslehre — ursprünglich nichts als oberflächlich geordnete Stoffmagazine — an der Wissenschaft nur in dem Maße teil haben, als sie in die Ästhetik aufgelöst werden. Gerade so steht es mit der Lautlehre.

Freilich hat die positivistische Methode es in der Lautlehre verhältnismäßig am weitesten gebracht, aber sie hat auch gerade hier die hartnäckigsten und verhülltesten Irrtümer erzeugt: vor allem den kardinalen Irrtum, daß es „Lautgesetze“ gebe. Widerlegung der Lautgesetze ist gleichbedeutend mit Auflösung der Lautlehre in die Ästhetik.

Die Lehre von den Lautgesetzen ist, meines Wissens, nirgends mit größerem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit verfochten worden als in der Schrift von Eduard Wechßler: „Gibt es Lautgesetze?“¹ Verfolgen wir Wechßlers Beweisführungen mit kritischem Auge in ihren Hauptlinien.

Zunächst bemüht sich der Gelehrte, das Wesen und den Ursprung der Sprache zu erleuchten. Sprache, sagt er, ist „Ausdrucksbewegung“. Aber nicht jede Ausdrucksbewegung ist Sprache. Man hat zwischen Reflexbewegungen und Willensbewegungen zu unterscheiden: jene sind symptomatische, diese symbolische Ausdrucksbewegungen. Der Übergang von jenen zu diesen ist eine höchst einfache Geschichte: „Fassen wir eine bestimmte Gebärde ins Auge, z. B. das Schütteln des Kopfes, als Reflexbewegung des Widerwillens, und einen Reflexlaut des Abscheus, und denken wir uns dieselben innerhalb einer sozialen Gemeinschaft öfter reproduziert, so ergab sich

¹ Festschrift für H. Suchier in „Forschungen zur roman. Philologie“, Halle 1900, S. 349 ff.

für die Mitglieder dieser Gemeinschaft die einfache und leicht zu machende Erfahrung, daß mit einer ähnlich wiederkehrenden Gebärde oder einem ähnlichen Laut stets dieser selbe Bewußtseinsinhalt verknüpft war. Nun taten einige, zunächst nur die Begabteren, den kurzen Schritt, daß sie, um ein bestimmtes Erlebtes dem Andern zu erkennen zu geben, mit Absicht die damit assoziierte Gebärde oder den betreffenden Laut als Willkürbewegung reproduzierten. Damit waren, sobald dieser Brauch allgemein wurde, symbolische, d. h. willensmäßige Ausdrucksbewegungen geschaffen. Eine größere psychische Anstrengung war dazu nicht erforderlich: alles erklärt sich aus bloßer Assoziationspsychologie und findet sich, dementsprechend, auch bei einigen Tieren.“¹

So mag es ja wohl gegangen sein. Die Darstellung ist ziemlich unanfechtbar. Man stattet den primitiven Menschen oder das Tier mit Reflexbewegung, mit Absicht oder Willen, mit einem Bewußtseinsinhalt, mit Gebärden und mit Stimmbändern aus — und nun kann gesprochen werden. Man hängt jemandem einen Schwimmgürtel um, man wirft ihn ins Wasser, und nun kann er schwimmen. Wechsler und all die Autoritäten, die er anführt: W. Wundt, Münsterberg u. A. erklären uns, wie man das Sprechen macht, unter welchen Bedingungen und in welchen Situationen es am leichtesten und sozusagen naturgemähesten vor sich geht. Nichts weiter. Die Frage nach dem Wesen und nach der Ursache der Sprache wird gar nicht gestellt. Man verdeckt das Problem unter der assoziationspsychologischen Brücke, die man von der symptomatischen zur symbolischen Ausdrucksbewegung hinüberschlägt. Der Positivist ist damit zufrieden. Er weiß nun, wie das Räderwerk läuft. Deshalb ist es auch so schwer, ihm die Augen zu öffnen über ein Problem, das er gar nicht sehen will. Wem

¹ a. a. O., S. 353.

diese Erklärung genügt, der mag sich damit zu Bett legen und seinen positiven Schlummer fortsetzen.

Wechßler selbst gibt sich damit nicht zufrieden. Vielmehr erklärt er einige Seiten weiter unten: „Das Sprechen ist erstens eine psychophysische Funktion des menschlichen Körpers . . . die nicht bloß physische, sondern auch psychische Übung und Gewandtheit“ erfordert. Es ist „keine Kunst, wie oft behauptet wird, infolge einer Verwechslung von Fertigkeit und Kunst“. Zweitens ist es eine „rein psychische Funktion, insofern Erinnerungsvorstellungen oder Gedächtnisresiduen reproduziert werden“. Zur Bekräftigung wird der berühmte Satz Wilhelm von Humboldts zitiert: „die Sprache ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.“

Zwischen der Definition Wechßlers und derjenigen Humboldts besteht aber ein Widerspruch, der zunächst latent, in der Folge immer schreiender wird. Für Wechßler ist das Primäre an der Sprache die psychophysische, das Sekundäre die rein psychische Funktion. So verhält es sich ja auch in Wirklichkeit. Zuerst übt das Kind sein Mundwerk und später erst veräußert es geistige Eindrücke. Aber, was für das Anschauungsvermögen das Primäre ist, braucht es darum nicht auch für das Begriffsvermögen zu sein. Im Gegenteil! Schon Aristoteles wußte, daß das, was empirisch als das Spätere erscheint, in Wirklichkeit d. h. metaphysisch das Frühere ist. Das Kind wird nicht deshalb, weil es seine Sprachwerkzeuge hat und übt, zum geistigen Wesen, sondern es hat und übt seine Sprachwerkzeuge, weil es ein geistiges Wesen ist. Die Sprache ist das Symptom des Geistes, aber nicht umgekehrt. Die Sprachwerkzeuge sind nicht identisch mit der Sprachbegabung. Selbst

wenn der Mensch aller und jeder Ausdrucksbewegung beraubt wird, so bleibt er doch immer noch ein sprachbegabtes Wesen: geradeso wie, nach einem berühmten Worte Lessings, Raphael auch ohne Hände ein großer Maler gewesen wäre. Ergo ist die Definition der Sprache als Ausdrucksbewegung falsch, also gehört die psychophysische Funktion nicht zum Wesen der Sprache. Das Wesen der Sprache ist innere Tätigkeit: Intuition. Ob es zur akustischen Äußerung kommt oder nicht, ist praktisch sehr wichtig, theoretisch völlig belanglos.

So bleibt denn auch die zweite Wechflersche Definition, obgleich sie sich mit ihrer Anlehnung an W. von Humboldt idealistische Allüren gibt, tief im Positivismus stecken. Positivistische Begriffe sind, wie wir sahen, keine Begriffe, sondern generelle Anschauungen oder Vorstellungen; und positivistische Definitionen sind dementsprechend auch keine Definitionen, sondern Beschreibungen.

Die Folgen des versteckten und offenbar unbewußten Positivismus bei Wechfler machen sich alsbald in einer Reihe von Mißverständnissen geltend. Unmittelbar hinter die tief sinnige Humboldtsche Definition der Sprache als geistiger Energieia setzt Wechfler die folgende Behauptung: „Diese Energieia aber des Sprechens muß, so gut wie jede andere Fertigkeit, mühsam erlernt werden“. — Die Energieia soll eine Fertigkeit sein! Fertig ist hier gar nichts als das Mißverständnis: nämlich die Verwechslung von innerer und äußerer, von theoretischer und praktischer Tätigkeit, von Intuieren und Artikulieren, von Kunst und Technik. Die Energieia des Sprechens erwirbt man sich durch die Geburt; man hat sie, man übt sie und bildet sie, aber man lernt sie nicht.

Ein weiterer, nunmehr unvermeidlicher positivistischer Irrtum ist es, wenn Wechfler auf S. 369 behauptet, daß alles Sprechen ein Ende haben müßte, wenn wir nicht fähig wären, die aufgenommenen Lautbilder getreu zu

reproduzieren; und S. 377: „Wäre kein Streben nach phonetischer Gleichmäßigkeit vorhanden, so wäre niemals Sprache geschaffen und niemals eine Sprache erhalten worden“.

Demgegenüber haben wir schon anlässlich der Syntax betont, daß das „Streben nach Gleichmäßigkeit“, nach Konvention und Regel im Grunde nur Passivität bedeutet. Der gleiche Einwand ist auch hier zu wiederholen.

Auf den ersten Blick mag es allerdings widersinnig scheinen, daß die Einheit und Regelmäßigkeit der Sprache und Aussprache, die wir doch mit so vieler Mühe erst erreichen, das Ergebnis geistiger Passivität, also etwas Negatives und durch die Grenze unserer Sprachbegabung Verursachtes sein soll. Aber man erwäge, daß jedes Individuum, insofern es sich seiner Umgebung in Anschauungen, Sitten und Gebräuchen und Sprache anpaßt, Beschränkung in seiner Individualität erleidet. Diese Beschränkung läßt man zum Teil unbewußt über sich ergehen, und dann verhält man sich rein passiv und receptiv; oder man legt sie sich durch eigene Willensentschließung auf, man zwingt sich zur Begrenzung der eigenen Geistesart. Aber, wohlgemerkt, man tut es nur aus praktischen, sei's ökonomischen, sei's moralischen Rücksichten. So entsteht die merkwürdige Kombination, daß das, was theoretische, also ästhetische oder logische Passivität ist, im Gebiete der praktischen Tätigkeiten als angestrengteste Aktivität erscheint. Wer eine fremde Aussprache oder einen fremden Stil haarscharf und ohne parodistische oder anderweitige künstlerische Absicht wiederzugeben sich bemüht, der zwingt sich zum Papagei und zur ästhetischen Passivität herab, was ihm freilich niemals ganz gelingen wird, denn er tut immer etwas vom Seinigen noch dazu. Aber all der Schweiß, den er dabei vergießt, wird uns in aller Welt nicht glauben machen, daß er geistig, d. h. schöpferisch oder nachschöpferisch, tätig sei. Über die Theorie von der Kunst

resp. Sprache als Nachahmung sind wir, Gott sei Dank, hinaus. Sprachliche Veränderung ist sprachliches Leben; sprachliche und phonetische Gleichmäßigkeit ist Tod, sei's natürlicher, sei's gewaltsamer Tod.

Dafür haben wir auch die empirische Bestätigung in der Tatsache, daß das Kind, dessen geistige Individualität noch weniger energisch arbeitet, die phonetische Gestalt einer Sprache viel weniger alteriert als der fertige Mann, der im späten Alter noch die fremden Töne lernen will. Der Positivist sieht natürlich auch dafür den Grund nicht in der Psyche, sondern in den Sprachwerkzeugen. Die Nachahmung fremder Artikulationsweise, meint er, „gelingt dann, wenn der Betreffende noch in jüngeren Jahren ist, besonders leicht vor Eintritt der Pubertät, bevor die in der Kindheit erlernten Muskelbewegungen konstant geworden sind“. ¹ — Was hat in aller Welt die Konstanz der Muskelbewegungen mit der Pubertät zu tun? Die Muskelbewegungen sind konstant geworden, weil sich der Geist konstant blieb. Bleibt dieser elastisch, so bleiben es auch jene. Wir kennen in Deutschland eine Reihe berühmter Phonetiker, die ihre Pubertät schon lange weg haben, aber mit fabelhafter Gewandtheit der Sprechmuskeln die fremdartigsten Dialekte zum Verwechseln getreu wiedergeben. Man wird diesen Männern die Ehre widerfahren lassen, ihre phonetische Gewandtheit als eine hervorragende geistige Gewandtheit anzuerkennen. Man wird sie nicht als Papageien oder als Virtuosen der Sprechmuskeln, sondern als Künstler bewundern.

Nachdem nun Wechßler auf die obige Weise die physische oder meinethalb auch psychophysische Tätigkeit des Artikulierens zu einem wesentlichen Element der Sprache erhoben, und, wie alle Positivisten, aus der Bedingung eine Ursache gemacht hat, kann er getrost

¹ a. a. O. S. 377.

fortfahren und die Sprache als phonetische Tätigkeit getrennt von der Sprache als geistiger Tätigkeit betrachten. Denn es ist, wie er meint, im allgemeinen „längst erkannt worden, daß die Geschichte des Gesprochenen als phonetischer Phänomene von derjenigen der assoziierten Bedeutungen unabhängig ist, und daß, um einen bestimmten Fall zu nennen, Lautwandel und Bedeutungswandel verschiedene Probleme darstellen“.¹

Nur daß — neue Inkonsequenz! — auch innerhalb der phonetischen Betrachtung von dem Verfasser noch einmal ein Versuch gemacht wird, aus dem Meer des Positivismus aufzutauchen.

Otto Bremer und verschiedene andere haben nämlich die bedeutungsvolle Beobachtung gemacht, daß eine und dieselbe akustische Wirkung vom Menschen durch verschiedenartige Muskelbewegungen erzielt werden kann, woraus Wechfler mit Recht den Schluß zieht, „daß bei allen Sprachen nicht die psychophysisch bewirkten Muskelbewegungen das Wesentliche darstellen, sondern allein die akustische Erinnerungsvorstellung des Wortes, also etwas durchaus Psychisches, für die Aussprache bestimmend ist . . . Für das Sprechen ist damit ein Primat des Psychischen vor dem Physischen endgültig bewiesen, und es wäre sehr zu wünschen, daß man künftig nicht mehr von dem «rein physiologischen Akt» des Sprechens und ähnlichen materialistischen Mißverständnissen lesen müßte. Auch nur von der phonetischen Seite betrachtet, ist das Sprechen eine hervorragend psychische Funktion des Menschen.“² Leider ist diese köstliche und vom Verfasser fett gedruckte Wahrheit für den Gang seiner Untersuchung steril geblieben. Noch an anderen Stellen führt Wechfler die löblichste und lauteste Sprache des Idealismus, aber

¹ a. a. O. S. 365.

² a. a. O. S. 378 f.

ach! seine Beweisführung kriecht indessen auf den lichtscheuen Pfaden des Positivismus dahin. An ihren Früchten werden wir sie erkennen.

Nachdem er eine Reihe mehr oder weniger geistreicher Versuche, den Lautwandel aus „allgemeinen Ursachen“ (Klima, Bequemlichkeit, Nachlässigkeit u. dgl.) zu erklären, mit viel Scharfsinn und durchaus mit Recht von der Hand gewiesen hat, kommt er auf die „speziellen Ursachen“ des Lautwandels zu sprechen; und zwar zunächst auf diejenigen des spontanen Lautwandels.

Spontan nennt man bekanntlich denjenigen Lautwandel, der weder durch Assimilation, noch Dissimilation, noch Kontamination, noch irgendeinen anderen ersichtlichen Einfluß der Nachbarlaute zustande kommt.

Dieser spontane Lautwandel kann, nach Wechßler, mannigfaltige „spezielle Ursachen“ haben, die alle ausnahmslos wirken. — Man beachte im Vorbeigehen die Logik der Termini! — Eine derartige Hauptsache ist die Veränderung der „Artikulationsbasis“; und das erste Hauptergebnis lautet: „Alle durch Veränderung der Artikulationsbasis bewirkten phonetischen Veränderungen, der sogen. spontane oder unbedingte Lautwandel, sind ausnahmslos“.¹

Was ist die „Artikulationsbasis“? Ein von Eduard Sievers geschaffener empirischer Begriff aus der Phonetik. „Die Ruhelage des Sprachorgans ist die natürliche Basis für die einzelnen Artikulationsbewegungen, welche zur Bildung von Sprachlauten führen.“² Die Artikulationsbasis ist mit anderen Worten diejenige Einstellung der Sprachwerkzeuge, die sich zur gleichmäßigen Erzeugung des gesamten Lautsystems einer bestimmten Sprache als die geeignetste erwiesen hat. Sie ist sozusagen die

¹ a. a. O. S. 470.

² Sievers, Phonetik, 4. Aufl., S. 20, zitiert nach Wechßler, a. a. O. S. 440.

Stimmung unserer Sprachwerkzeuge, durch welche die einheitliche Klangfarbe der Aussprache bedingt wird. Die Artikulationsbasis wird zunächst natürlich nicht angeboren, sondern durch fortgesetztes Sprechen innerhalb eines und desselben Lautsystems erworben. Inwieweit sich erworbene Eigenschaften vererben, wissen wir nicht. Jedenfalls umfaßt die Artikulationsbasis die Gesamtheit der in einer Sprache vorhandenen Laute, insofern diese „alle unter sich in Beziehung stehen oder, wie man auch sagen könnte, einander korrelat sind“. ¹ Hat man irgendeinen Laut mit der, einer bestimmten Mundart eigenen, Basis ganz genau und richtig sprechen gelernt, so ergeben sich alle übrigen Lautfärbungen derselben Mundart eigentlich von selbst. Verschiebt sich die Artikulationsbasis, so verschiebt sich das ganze Lautsystem, denn jene ist ja nichts anderes als der physiologische Niederschlag von diesem.

Im Begriff der Artikulationsbasis ist also die Ausnahmslosigkeit des Lautwandels schon enthalten. Der Wechflersche Satz ist demnach eine ganz gewöhnliche Tautologie. Man mache die Probe und drehe ihn um, er besagt dasselbe: Alle phonetischen Veränderungen, welche ausnahmslos sind, bewirken eine Veränderung der Artikulationsbasis, und noch einmal vice versa. Alles was ausnahmslos ist, ist ausnahmslos. Auf diese Art von Lautgesetzen können auch wir uns entschließen zu schwören.

Damit aber ein Lautgesetz ausnahmslos und notwendig sei, muß es nicht bloß über den akustischen Phänomenen, sondern auch über den sprechenden Individuen walten. Der Lautwandel muß über uns kommen wie eine höhere Gewalt, wie eine Epidemie, etwa eine Maulseuche, so daß wir nicht anders können und mit einem Schlage alle auf einmal *pede* statt *pede* sprechen

¹ a. a. O. S. 440.

müssen. Es genügt, sich diesen Vorgang lebhaft zu veranschaulichen, um seine Absurdität einzusehen. Trotzdem stellt sich Wechßler die Frage: Sind die durch Verschiebung der Artikulationsbasis bedingten phonetischen Veränderungen individuell oder generell? „Breiten sie sich, wie mit vielen andern Gelehrten Meyer-Lübke annimmt, nach und nach von bestimmten Zentren aus? Oder aber substituiert jedes der neuen Mitglieder der Sprachgemeinschaft von sich aus sein gewohntes Lautsystem, ohne die andern «nachzuahmen»? Die Antwort springt in die Augen: individuelle Entstehung ist hier unmöglich.“¹ Natürlich! Denn der Begriff der Artikulationsbasis umfaßt nicht nur die Gesamtheit der Laute: das Lautsystem, sondern auch die Gesamtheit der Sprechenden: die Sprachgemeinschaft. Wir haben noch einmal dieselbe Tautologie wie oben.

Verschiebung der Artikulationsbasis entsteht, nach Wechßler, vorzugsweise (vielleicht auch ausschließlich) dann, wenn ein Volk seine Sprache wechselt und ein ihm ursprünglich fremdes Idiom anzunehmen sich gezwungen sieht. Wenn z. B. die Gallier anfangen, Latein zu sprechen, so wird das Latein ausnahmslos alteriert.

Demgegenüber verfechten wir einen noch viel ausnahmsloseren Standpunkt und behaupten: jedes Individuum alteriert auf seine eigene, nicht auf gemein gallische oder gemein iberische Art, jede, nicht bloß die fremde und angenommene, sondern auch die eigene und angeborene Muttersprache. Wenn wir nicht alle Veränderungen perzipieren, so liegt es an der Mangelhaftigkeit unserer Beobachtungen.

Sprachgemeinschaft, Artikulationsbasis, Lautsystem, Lautgesetz sind Sammelbegriffe oder generelle Vorstellungen, denen in Wirklichkeit nicht eine Gesamtheit und Einheit, sondern eine Vielheit und Mannigfaltigkeit ent-

¹ a. a. O. S. 470.

spricht. Im Grunde haben diese Sammelbegriffe nur den pädagogischen und methodologischen Wert der Übersichtlichkeit, aber sie entbehren des Korrelates in den Dingen selbst, sind also wissenschaftlich falsch. — Zu einem kollektiven Subjektsbegriff (Sprachgemeinschaft) einen abgeleiteten kollektiven Prädikatsbegriff setzen (Verschiebung der Artikulationsbasis) und den daraus entstandenen Satz als Gesetz proklamieren, ist eine simple Tautologie.

Aber der spontane Lautwandel soll außer der Verschiebung der Artikulationsbasis noch eine weitere Ursache haben: den Accent. Die zweite These Wechßlers lautet: aller accentuelle Lautwandel ist gesetzlich.

Was ist Accent? „Sprachaccent ist die Gliederung des phonetischen Phänomens . . . , soweit sie rein durch das Mittel der Artikulation vollzogen wird“¹, und umfaßt die verschiedensten Dinge: Tonhöhe, Tondauer, Tonfolge, Silbenartikulation, Eingipfeligkeit, Zweigipfeligkeit und Stimmverwendung. Accent ist ein „konstitutiver Faktor“ des Sprechens — und abermals ein Sammelbegriff. Also eine neue Tautologie: ändert sich der konstitutive Faktor, so ändert sich auch das konstituierte phonetische Phänomen. Dafür ist der konstitutive Faktor ein konstitutiver Faktor. Selbstverständlich!

Der dritte ausnahmslose Lautwandel soll die sogenannte Assimilation sein. Assimilation ist eine „Angleichung zwischen Nachbarlauten“. Aber jede Sprachgemeinschaft vollzieht nur diejenigen Angleichungen, „welche erstens durch ihre gewohnte Artikulationsbasis und zweitens durch die bei ihr übliche Art der accentuellen Gliederung bedingt sind“.² Also schon wieder eine Tautologie!

Der spontane und „gesetzmäßige“ Wandel wird nun aber — dieser Tatsache verschließt sich auch Wechßler

¹ a. a. O. S. 471.

² a. a. O. S. 488 und 489.

nicht — durch den Einfluß der Bedeutung der Worte, durch sogenannte Analogien und Kontaminationen durchbrochen.

Wechßler erklärt das häufige Auftreten analogischer Ausgleichungen in der Flexion aus einem Nichtkönnen, aus einem Versagen des Gedächtnisses. Wieviel tiefer ist hier die Betrachtungsweise Osthoffs, der an die Stelle der *vis inertiae* die „gruppierende Dingauffassung“, also eine zielbewußte geistige Tätigkeit gesetzt hat. Wechßlers Erklärung ist dadurch zustande gekommen, daß er zwei verschiedene Sprachgruppen: die flexionsreichen und die flexionsarmen miteinander verglich, wobei natürlich die letzteren inferior erscheinen mußten. Diese Beurteilung ist dogmatisch. Es liegt nämlich das Dogma zugrunde, daß es ein Zweck oder ein Vorzug der Sprache an und für sich sei, über möglichst viele Flexionsmittel zu verfügen. Die kritische Sprachwissenschaft aber verlangt, daß jeder Ausdruck und jede Sprache nur mit sich selbst verglichen werde. —

Die Analogien also sind das große Loch im Lautgesetz. Hier endlich werden selbst die verblendeten Positivisten gewahr, daß sie in gewissen Fällen des psychischen Elementes zum Verständnis der Lautgeschichte bedürfen. — Aber eben nur in diesen beschränkten Fällen, wo sie nicht mehr anders können, erlauben sie uns, die Lautlehre in die Stilistik oder in die Bedeutungslehre aufzulösen. Im übrigen betrachten sie die Lautlehre immerzu als ein selbständiges Wissensgebiet.

Kaum aber hat man die analogischen Ausnahmen beseitigt, so steht schon ein neuer Feind der Lautgesetze auf dem Plan: das Buchwort, das Fremdwort, die Doublette. Lateinisches *fabula* haben wir z. B. in drei französischen Formen: *fole*, *fable*, *fabul-eux*, im Italienischen sogar in vier: *folia*, *fiaba*, *favola*, *fabula*.

Diese Dinge, erwidert der Positivist, sind gelehrt und gehören der Kultursprache an. Die naturgemäße Sprache,

die Mundart, hat damit nichts zu schaffen, sie kennt keine Dubletten. Zwischen Mundart und Kultursprache besteht nämlich ein „Wesensunterschied“ (!).¹ Der „Wesensunterschied“ liegt darin, daß die Veränderungen in der Mundart generellen Anfang haben, in der Kultursprache aber individuellen: dort ist die Majorität, hier die Minorität maßgebend.²

Das alte Vorurteil! So hat man auch vom Volkslied angenommen, es entstehe generell, organisch und mit Naturnotwendigkeit, während das Kunstlied aus der Laune eines sensationssüchtigen Individuums entspringe. Da man die Autoren des Volkslieds nicht sah, so dachte man, das Volk sei der Autor; und man verehrte die rohesten Machwerke als tiefe und geheimnisvolle Offenbarungen des Volksgenius. In der Literaturgeschichte hat man mit dieser Romantik seit Jahren aufgeräumt. Wie lange will man sie noch in der Lautlehre dulden?

In Wahrheit ist der Unterschied zwischen Mundart und Kultursprache ein gradueller, aber kein qualitativer, kein „Wesensunterschied“. In der Kultur tritt das Individuum selbstherrlicher hervor und sucht sich vom Zwang der Natur und der Umgebung geistig zu befreien; weshalb man die Kulturgeschichte auch die „Freiheitsgeschichte“ des Menschen nennen darf. Im Naturzustand aber herrschen noch mehr die Instinkte. Diese Tatsache hat, bis zu einem gewissen Grade, ihr Widerspiel auch in der Sprachentwicklung. Ein Körnchen von Wahrheit steckt darum zweifelsohne in der obigen positivistischen These.

Sprechen aber ist nie und nimmer eine instinktive, sondern eine geistige Tätigkeit oder, um auch einmal mit Wundt zu reden: keine Reflex- sondern eine Willkürbewegung. In diesem Betracht steht die Sprache ihrem

¹ a. a. O. S. 512. — ² S. 516.

eigensten Wesen nach immer schon oberhalb des Naturzustandes. Sie ist das erste Unterpfand der Kultur, die erste Tat geistiger Befreiung und Freiheit. Alle Sprache, auch die jungfräulichste Urwaldsmundart, ist darum im wahren Verstand des Wortes Kultursprache. Wer einen Wesensunterschied zwischen Kultursprache und Nicht-Kultursprache (Mundart) stabilisiert, der führt in Wahrheit eine tief sinnige Scheidung zwischen einer Sprache, die Sprache, und einer Sprache, die Nicht-Sprache ist. — Und hat nicht Wechsler selbst uns die Entstehung der Sprache zu veranschaulichen gesucht, indem er den Individuen, und zwar „zunächst den Begabteren“ die erste Initiative zuwies?

Freilich, je primitiver die Kulturverhältnisse, desto furchtsamer, desto zögernder, desto unscheinbarer und unsichtbarer die individuelle Tat in der Fortbildung der Sprache. Je geringer dementsprechend der Vorsprung des sprachschöpfenden Individuums vor dem konservativen Sprachpublikum, um so weniger sprunghaft und augenfällig, um so kontinuierlicher und regelmäßiger die Vorwärtsbewegung der ganzen Sprachgemeinschaft. In der Mundart geht es schneckenmäßig und gleichmäßig, in der Kultursprache sprunghaft und weniger einheitlich vorwärts. Aber dort wie hier kommt aller Fortschritt nur durch individuelle Initiative zustande. Nirgends ist Gesetz, überall ist Freiheit das Prinzip des geistigen Lebens.

Hat man erst den Irrtum der generellen Entstehung des Lautwandels aus der Welt geschafft, so ist auch die Lehre von den natürlichen Mundartgrenzen unhaltbar geworden. Trotzdem stützen sich die Vertreter dieser Lehre auf die Erfahrung. Was sie geltend machen, ist vorzugsweise die Beobachtung, daß „wichtige“ lautliche Sprachgrenzen fast nie allein erscheinen; „sie sind immer mit anderen zu Bündeln vereinigt, bis auf ganz kurze Strecken . . . ; in folgedessen sind weite Gebiete oft von keinen namhaften Grenzen durchzogen, d. h. die

Vereinigung einer Reihe von Orten zu einer weitgehenden Sprachgemeinschaft ist Regel“.¹

Man betrachte z. B. die Sprachgrenze zwischen Provenzalisch und Nordfranzösisch, und man wird sehen, daß diejenige Linie, die das nördliche Gebiet, wo *ca* > *cha* wird, von dem südlichen, wo *ca* erhalten bleibt, abtrennt, in der Hauptsache — aber auch nur in der Hauptsache und mit ganz grobem Maße gemessen! — zusammenfällt mit der Linie zwischen dem Gebiet, wo intervokalisches *t* schwindet, und demjenigen, wo es sich als *d* erhält; und nicht allzu verschieden verläuft eine andere Linie, die das a-Perfectum *amât* vom e-Perfectum *amêt* für *amavit* abgrenzt.²

All das ist pädagogisch sehr hübsch, aber der kritisch Denkende kann sich doch nicht verbergen, daß die Entscheidung, ob dieser oder jener Lautwandel „wichtig“ ist, ob er Sprachgrenze bildet oder nicht, immer nur durch mehr oder weniger willkürliche Entschließung getroffen wird. Der strenge Positivist dürfte eigentlich so wenig wie der Idealist von Mundarten sprechen, sondern nur von *ca*- oder *cha*-Gebieten u. dgl. Da man aber aus praktischen Gründen die Sprachen doch einmal gruppieren und taufen muß, so, dünke ich, sollte man für ein rein praktisches Ziel auch ein rein praktisches Verfahren einschlagen. Da scheint mir nun der anspruchslose Vorschlag Gröbers noch immer der beste zu sein: „Nichtverständlichkeit einer «Sprache» durch die andere oder ein durch Reflexion vermitteltes Verstehen sind ohne Zweifel das Merkmal anderer Sprache, und wo immer das unmittelbare Verstehen der Sprache Jemandes durch die eigene Sprache wegen abweichenden Klanges der nämlichen Wörter aufhört, liegt gesonderte Sprache oder Mundart vor“.³

¹ Bremer zitiert nach Wechsler a. a. O. S. 523.

² Man vergleiche die von Suchier entworfenen Kärtchen III, V und VIII in Gröbers Grundriß I.

³ Grundriß I, S. 418.

Mit der wissenschaftlichen Realität der Mundartgrenzen ist die letzte Stütze der Lautgesetze gefallen. Das Lautgesetz leugnen heißt aber nicht die Willkürlichkeit des Lautwandels behaupten. Willkür und Zufall sind Hirngespinnste; nicht bloß unphilosophische Begriffe, sondern die unphilosophischen Begriffe par excellence. Das Gegenteil des Gesetzes ist nicht Zufall oder Willkür, sondern Freiheit. Frei ist, wer autonom ist, wer nach eigenen Gesetzen und nach eigener Bestimmung handelt. Kausalität und Selbstbestimmung heben sich in den Augen des Positivismus gegenseitig auf; in den Augen des Idealismus bedingen sie sich; denn für den Positivisten sind es, wie gesagt, die Dinge selbst, die das Kausalitätsprinzip darstellen. Der Lautwandel ist schon das Lautgesetz.

Es entspricht keineswegs den Anschauungen des monistischen Positivismus (und um diesen handelt es sich hier allein), daß das Gesetz eine fremde Kraft, eine Art Fatum sei, das die Welt und darum auch die Laute regiere. Vielmehr sind es die Laute, die das Gesetz konstituieren. Dieses ist keine Abstraktion, sondern es ist den Lauten immanent und offenbart sich durch die Bewegung der Laute. Die Lautentwicklung ist die Manifestation des Lautgesetzes. Nicht ein fremdes Wesen, sondern das Wesen der Sprache selbst verlangt, daß sie sich so und so entwickle. Also ist die Sprache mit ihren Lauten nicht einem fremden Gesetze untertan, sondern dem eigenen; — also autonom? Also besagte das Lautgesetz im positivistischen Sinne eigentlich Freiheit der Sprache? So verhält es sich tatsächlich. Für den Positivisten sind die Phänomene selbst die autonomen Herrn der Welt. Der Stein, der fällt, und der Erdboden, der ihn anzieht, das sind die Götter, die das Gravitationsgesetz machen; und die Sprache macht das Sprachgesetz, oder vielmehr: sie ist es. — Freilich schieut sich der Positivist, von einer Selbstbestimmung der Dinge zu

reden, weil er darin mit Recht ein anthropomorphes Element vermutet. Seine Anschauung, mit genauen Worten reproduziert, lautet dahin, daß sich die Laute resp. Mundwerkzeuge ändern und bewegen — nicht weil es ihnen so gefällt oder weil sie sich dazu bestimmen, sondern nur deshalb, weil sie sich ändern und bewegen. Das ist der Positivismus in seiner letzten Nacktheit, das ist der tiefe Sinn des Lautgesetzes!

Für uns aber ist nicht die Sprache mit ihren Lauten autonom, sondern der Geist, der sie schöpft und formt und bewegt und in all ihren kleinsten Einzelheiten bedingt. Die Aufgabe der Sprachwissenschaft ist darum gar keine andere als die: den Geist als die alleinig wirkende Ursache sämtlicher Sprachformen zu erweisen. Auch nicht die kleinste akustische Nuance, auch nicht die unscheinbarste lautliche Metathesis, auch nicht der harmloseste Sprofvokal, auch nicht der elendeste parasitische Laut darf der Phonetik oder der Akustik oder der isolierten Lautlehre zur alleinigen Erklärung preisgegeben werden! Phonetik, Akustik, Physiologie der Sprachwerkzeuge, Anthropologie, Ethnologie, experimentelle Psychologie, und wie sie alle heißen, sind nur beschreibende Hilfsdisziplinen und können uns die Bedingungen zeigen, unter denen sich die Sprache wandelt, aber in aller Welt nicht die Ursache.

Die Ursache ist der menschliche Geist mit seinen unerschöpflichen individuellen Intuitionen, mit seiner *αἰσθησις*; und die alleinherrschende Königin der Philologie ist die Ästhetik. — Verhielte es sich anders, so hätte ich wahrhaftig die Philologie schon längst an den Nagel gehängt!

Geistreiche Leute aus der Laienwelt haben diejenigen Vertreter der Philologie, die durch ihre „strenge Empirie“ die Lautlehre als eine „selbständige Wissenschaft konsolidiert“ zu haben glauben, mit dem passenden Namen „Lautschieber“ bedacht, und haben ihnen das Epitheton

des „Stumpfsinns“ dazugeben, das in diesem Fall weder eine Metapher noch eine Beleidigung, sondern lediglich den Terminus proprius darstellen dürfte. Zum Glücke gibt es solcher Philologen, wie sie sich der Laie vorstellt, in Wahrheit doch nur recht wenige, und wir möchten darum das boshafte Laienwort nicht im Sinne einer Kritik, sondern im Sinne einer Warnung aufgefaßt wissen.

5. Lautwandel und Bedeutung.

Die Einheit der geistigen Ursache muß in der Lautlehre um jeden Preis gewahrt bleiben. Es mag pädagogisch und methodologisch bequem sein, sie hin und wieder zu durchbrechen; wissenschaftlich ist es unzulässig. Zwischen sogenanntem lautgesetzlichen und sogenanntem analogischen Wandel kann der Idealist einen Wesensunterschied nicht anerkennen.

Wenn *frigidum* mit langem *i* im Altfranzösischen als *freit* und im Italienischen als *freddo* erscheint, während sonst in diesen Sprachen das betonte lange *i* als *i* erhalten bleibt, so pflegt man sich diese Ausnahme durch analogische Angleichung an das begrifflich verwandte *rigidum* mit kurzem *i* zu erklären. Das so gewonnene „vulgärlateinische Substrat“ *frigidum* genügt nun vollkommen den „lautgesetzlichen“ Anforderungen und steht auf einer Stufe mit dem Wandel: *fidem* > altfranzösisch *feit* und italienisch *fede*. Während sich also bei *frigidum* > *freit* ein Einfluß der Bedeutung geltend gemacht hat, scheint dies bei *fidem* > *feit* nicht der Fall gewesen zu sein.

Aber es scheint nur so. Der Wandel *fidem* > *feit* muß doch auch erklärt werden. Was war die Ursache? Der Accent.

Und nun fragen wir uns noch einmal: was ist Accent? Die schönste Antwort hat vielleicht Gaston Paris gegeben, wenn er sagt: der Accent ist die Seele des Wortes. Um zu sehen, was der Accent ist, denke man ihn aus der Sprache hinweg. Was bleibt? Von der gesprochenen Rede bleibt gar nichts. Von der graphisch fixierten bleiben zwanzig bis fünfundzwanzig leere, beliebig durcheinandergewirbelte Hülsen, die man die Lettern des A B C nennt. Ein Buch lesen heißt diese leeren Hülsen mit Accent ausfüllen. Dabei braucht man keinen einzigen Laut hervorzubringen; man kann accentuieren, ohne die Sprachorgane zu Hilfe zu nehmen — so geistig, so innerlich ist der Accent!

Accent und Bedeutung sind verschiedene Worte für eine und dieselbe Sache: beide bezeichnen den psychischen Gehalt, die innere Intuition, die Seele der Sprache. Beide stehen in ganz demselben innigen Verhältnis zum lautlichen Phänomen. Es ist eine recht oberflächliche Auffassung, wenn man glaubt, daß die Bedeutung vom Klangbild getrennt werden könne, während nur der Accent mit ihm verwachsen sei.

Wir haben bereits gesehen, daß es Synonyme in einer und derselben Sprache nicht gibt. Jetzt aber behaupten wir, daß Synonyme von einer Sprache hinüber zur anderen ebensowenig existieren. Übersetzung ist immer Umdichtung. Das lateinische *lectum* und das französische *lit* sind im Inhalt gerade so verschieden wie im Klang. Wer möchte behaupten, daß sich der Lateiner dabei dasselbe vorstellte wie der Franzose? Und liegt nicht ein Abgrund zwischen dem lateinischen *virtus* und dem französischen *vertu*?

Die Schallwellen des Klangbildes freilich, die physikalischen Konsequenzen eines ausgesprochenen Wortes, die Lufterschütterungen — die kann man sich hinwegdenken; denn sie sind kein wesentlicher Bestandteil der Sprache. Es bleibt dann die schattenhafte Sprache, die

ich mit nichts besser zu vergleichen wüßte als mit den Menschen in Dantes Inferno oder auch im Purgatorio. Einen Leib haben sie nicht, aber einen Körper, so plastisch, so individuell, so ausdrucksvoll, wie er gewiß nicht sein könnte, wenn er mit Knochen und Fleisch beschwert wäre. — Das accentuierte Wort als Klangbild ist der reinste Spiegel des Geistes; wenn ihm die Schallwelle je noch etwas hinzufügen kann, so wird es eine Trübung, aber keine Klärung sein. Diese materielle akustische Trübung auf ein Minimum zu reduzieren, ist das Ziel der technischen Fertigkeit des Artikulierens. Die gute Aussprache ist in letzter Linie immer nur die klare Aussprache und darf nicht verwechselt werden mit dem guten Accent, der in letzter Linie immer nur die sinngemäße Interpretation eines geistigen Inhalts bedeutet.

Also „Accent“ ist Geist und nur Geist; geradeso wie „Bedeutung“. An keiner Sprache läßt sich das schöner beobachten als an unserem lieben Deutsch, dessen hervorragend innerlicher und geistiger Charakter in erster Linie auf der konsequenten Durchbildung des Stammaccentes beruhen dürfte. — Die Unterschiede von *übersetzen* und *übersé'tzen*, *durchgehen* und *durchge'hén* haben uns allen schon willkommenen Anlaß zu Witz und Wortspiel gegeben. Und wie gründlich kann man die schönsten deutschen Verse mißverstehen, wenn man einen einzigen falschen Accent setzt. Wie ärgerlich ist es, wenn ein hyperkluger Mensch den „Taucher“ deklamiert:

Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären —

oder wenn ein geistreichelnder Mephisto rezitiert:

Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage,

während Goethe nicht an das Recht der Gegenwart, sondern an das Naturrecht, an das mit uns geborene Menschenrecht denkt.

Von einem berühmten italienischen Schauspieler hat man mir erzählt, daß er es fertig brachte, das Publikum zu heißen Tränen zu rühren, indem er die Zahlen von *eins* bis *hundert* der Reihe nach mit denjenigen Accenten hervorstieß, die ein reuiger Mörder gebraucht, der verzweifelnd über seiner Untat zusammenbricht. Niemand dachte mehr an die Zahlen, jeder bemitleidete schauernd den unglücklichen Verbrecher. Der Accent hatte den italienischen Kardinalzahlen eine unerhörte Bedeutung gegeben. — Und was wird aus einem tief sinnigen Gedicht, wenn man es herunterleiert!

Den Accent einer Sprache erfassen, heißt ihren Geist erfassen. Der Accent ist das Bindeglied zwischen Stilistik oder Ästhetik und Lautlehre: aus ihm heraus muß aller Lautwandel erklärt werden. Der Dualismus von „spontaner Lautentwicklung“ und analogischer Störung oder Kontamination ist nur eine optische Täuschung, und zwar eine ganz ähnliche Täuschung wie der Dualismus von „echt-stofflichen und unecht-stofflichen“ Gruppen in der Flexionslehre und Wortbildung oder der Dualismus von affektischer und verstandesmäßiger Konstruktion in der Syntax. Dort, sahen wir, war keine reinliche, keine absolute, sondern nur eine relative Scheidung möglich; denn es gab Zwischenstufen und Übergänge. Geradeso verhält sich's hier. Lautwandel und Analogie sind graduelle, aber keine qualitative Unterschiede.

Davon kann man sich in eindringlichster Weise überzeugen, indem man die lehrreiche Abhandlung von Alfred Risop über „Begriffsverwandtschaft und Sprachentwicklung“ liest.¹ Ich wähle aus Risops Material einige typische Beispiele. — Aus lateinischem *tenuis* haben wir altfranz. *tenve*, *tanve* und daneben *tanvre*. Das *r* kann sich in Angleichung an das begrifflich verwandte *juve-*

¹ Berlin 1903.

nis > *juevre* neben *juefne* eingestellt haben. Es kann aber auch als sogenannter Sproßkonsonant nach *nv* sich sozusagen selbständig gebildet haben; wie dies vielleicht in *chanvre* < *cannabim*, *Genvre* < *Geneva* der Fall war, oder die „phonetische“ Tendenz kann der „analogischen“ zu Hilfe gekommen sein. — Neben altfranz. *celeste* gibt es ein *celestre*, das man als Angleichung zu *terrestre* zu erklären pflegt. Jedoch kann man an dieser Ansicht wieder irrig werden durch einen Blick auf Fälle wie: *honestre*, *poestre* < *potesta*, *aioustrer* < **adjutare*, *crostre* < *crusta*, *bissextre* u. dgl.

Betrachtet man den Fall von rechts, so scheint es ein lautlicher, betrachtet man ihn von links, so scheint es ein analogischer Vorgang zu sein. Das Wechselnde aber ist unser Standpunkt, nicht die Sache.

Ein gar berühmter Fall, bei dem der Betrachter seinen Standpunkt immer wieder zu wechseln sich gezwungen sieht, ist das altprovenzalische Plusquamperfectum mit konditionaler Bedeutung: *chantera* < *cantaveram*, das, lautgesetzlich betrachtet, **chantara* ergeben müßte. Das Verhältnis ist durch den analogiebildenden Einfluß der *-dedi-Perfecta* gestört. Nicht *cantaveram*, sondern **cantdederam* ist anzusetzen. Dieses aber ergäbe ein lautgesetzliches **chanteira*, welches vermutlich durch Einwirkung perfektischer Formen wie *chante-i*, *chantem*, *chantez*, *chanteron* zu *chantera* wurde, und andererseits auch unter Einfluß des Futurum secundum *chantar-ia* als *chantara* erscheint, sofern nicht *chantara* das alte Plusquamperfectum *cantaveram* regelrecht darstellt.

Wäre nun tatsächlich die lautliche Entwicklung von der analogischen wesensverschieden, so müßten die konstruierten Mittelstufen in Wirklichkeit existiert haben; es müßte erst dieser, dann jener Wandel eingetreten sein. Meistens sind diese Mittelstufen aber nur pädagogische Konstruktionen, die sich nicht belegen lassen, und darum vorsichtigerweise mit einem Sternchen gekennzeichnet

werden. Die Scheidung ist nur in unserem Anschauungsvermögen vorhanden, während im Sinne des Sprechenden die individualisierenden Tendenzen 1) *cantaveram-chantara*, 2) *cant-dederam-chanteira* mit den gruppierenden Tendenzen 1) *-averam-dederam*, 2) *-eira-era* sich wohl von Anfang an gänzlich vermischt hatten.

Wenn wir sagen: der Wind bläst aus Süd-Westen, so meinen wir damit nicht, daß zuerst ein Wind aus Süden, dann einer aus Westen geblasen habe, und die beiden sich schließlich zum Süd-West vereinigten, sondern wir bleiben uns bewußt, daß „Süd-West“ nur ein Notbehelf der Orientierung ist. Dasselbe gilt von der Form *chantera*. Sie ist nie analogisch und nie lautgesetzlich gewesen, oder braucht wenigstens keines von beiden gewesen zu sein; sie ist beides zumal. „Lautgesetzlich“ und „analogisch“ sind Notbehelfe der Orientierung: wir bezeichnen damit die entgegengesetzten Pole des Anschauungsvermögens: die differenzierende und nivellierende Dingauffassung. Der nivellierenden Analogie verfällt ein Wort, wenn es in Beziehung zu anderen Vorstellungen gefaßt und vorgestellt wird; lautgesetzlich aber entwickelt es sich, sofern ihm der Sprechende seine gesonderte individuelle Geltung beläßt.

So kommt es, daß sich die Wirkungen der Analogie vorzugsweise in der Flexion bemerkbar machen, wo es sich um die Darstellung von Beziehungen handelt. So kommt es, daß ein und dasselbe Wort bald so, bald anders gefaßt werden kann. Wir haben z. B. im Altprovenzalischen für *imperator* die lautgesetzliche Nominativform *emperaire*, die angegliche *emperaires* und die an den Oblicus angegliche *emperadors*. Geradeso: *bar*, *bars*, *baros* u. s. w. Es ist ein endloses Komplizieren und Nivellieren, und was von vorn gesehen eine Komplikation oder Differenzierung ist, kann, von hinten gesehen, eine Ausgleichung und Nivellierung werden.

6. Einheit und Individualität des Accentus.

Nachdem wir die Scheidung in Wortbedeutung und Accent verworfen haben, können wir die Einteilung des Accentus in rhetorischen Accent, logischen Accent, Satzaccent, Wortaccent und wie sie alle heißen, erst recht nicht anerkennen. Wir können ihr höchstens bedingte und methodologische Geltung zusprechen. In Wahrheit gibt es nur einen Accent, und das ist der künstlerische, wenn man will der rhetorische. Wie alle Grammatik in Ästhetik, so müssen auch alle Accente in künstlerischen Accent aufgelöst werden.

Halten wir einen Augenblick an der Realität des Wortaccentus fest. Nehmen wir das Wort *dóminus* mit seinem Wort- oder Stammaccent auf dem *ó*, und betrachten wir, was im Altprovenzalischen daraus geworden ist, wenn dieses *dóminus* vor einen Eigennamen zu stehen kommt: Ein einfaches *En*, oder gar 'N allein ist das ganze Überbleibsel: *En Raimbáut*, *N' Elbe* u. s. w. Der Satzaccent hat den Wortaccent mit Haut und Haar aufgefressen. — Oder wenn zwei Wortaccente miteinander in Konkurrenz treten, so siegt derjenige, der den Sinnaccent auf seiner Seite hat. Je enger die Sinnverbindung, desto größer der Verlust des Wortaccentus. Dafür liefern die verschiedenen romanischen Futura ein schönes Beispiel:

lat. *recipere* > franz. *receivre*, *recipere habeo* > *recevrai*, nicht **receivrai*;

lat. *amare habeo* > italien. *amerò*, selten *amarò*;
**andare habeo* > *andrò*, selten *anderò*.

Aber: spanisch *vendere habeo* > *venderé*, selten *vendré*;

fabulare habeo > *hablaré*, selten *hableré*, *recipere habeo* > *recibtré*.

Trotzdem pflegen sonst die spanischen Vortonvokale zu schwinden:

incamerare > *encambrar*, *operare* > *obrar*, *paralísia* > *perlesia*, *fidelitatem* > *fiedad* etc. Also muß wohl angenommen werden, daß im spanischen Futurum die syntaktische Verbindung des Infinitivs mit *habeo* verhältnismäßig weniger straff war. In der Tat lassen sich die beiden Bestandteile wenigstens im Altspanischen noch trennen: neben *te amaré*: *amar-te-hé*. — Ein Experiment, das im Nordfranzösischen und im Italienischen auch zu den ältesten Zeiten, soviel wir wissen, unstatthaft wäre.

Die Rolle des Satzaccentes ist in der Philologie schon lange anerkannt. Es hat sich herausgestellt, daß eine beträchtliche Anzahl von Erscheinungen, denen die Lautlehre ehemals ratlos gegenüberstand, durch eine verständnisvolle und konsequente Anwendung des sogenannten Prinzips der Satzphonetik erklärt werden können. Innerhalb der romanischen Sprachwissenschaft hat vor allen Fritz Neumann einen sehr scharfen und eindringenden Vorstoß in dieser Richtung gemacht mit seiner Abhandlung „Über einige Satz Doppelformen der französischen Sprache“.¹

Neumann hat nicht bloß das Nebeneinander von hochtonigen und nebetonigen Wortformen (wie *m̄um* > *mieu*, *m̄n* > *mien*, **t̄u*, *tuen*, *ton*, *suen*, *son* etc.) in den Bereich seiner Untersuchung gestellt, er hat nicht bloß den Einfluß der verschiedenen Accentstärke auf die Gestaltung französischer Worte und Wortgruppen beobachtet, sondern ganz besonders auch den Einfluß der Accent-Stellung oder, deutlicher gesagt, der unter dem Satzaccent entstehenden Silbengliederung. Auf diese Weise ist es ihm gelungen, zu zeigen, wie eine Reihe vielgebrauchter Wörter: Konjunktionen, Präpositionen, Pronomina, Verbalformen, ja sogar einzelne Nomina sich teils in ihrem Anlaut, besonders aber in ihrem Auslaut

¹ In der Zeitschr. für rom. Philol. VIII, 1884, S. 243 ff. u. 363 ff.

verschieden entwickeln, je nachdem ihre Stellung im Satz eine „post- oder ante-vokalische“ bzw. eine „post- oder ante-konsonantische“ war.

Der Sinn- oder Satzaccent aber wird nun seinerseits durch den rhetorischen Accent überhöht oder gar zerstört; z. B. das italienische *bel giardino* oder *bei giorni* anstatt *bello giardino* und *belli giorni* wird zunächst „satzphonetisch“ aus dem Sinnaccent erklärt. Die ganze Regel aber fällt über den Haufen, sobald der rhetorische Accent einsetzt:

*Voi mi avete amareggiato i più **bélli** giorni della mia giovinezza!*

Der rhetorische oder stilistische Accent also ist derjenige, der über alle anderen Recht behält. Er ist der einzig reale; bei seinem kräftigen Hauche fliegen die papiernen Wort- und Satzaccentchen in alle Lüfte auseinander; denn das Einheitsprinzip der Rede sind weder Worte noch Sätze noch Takte, sondern die künstlerischen Intuitionen, also auch nicht Wort- oder Takt- oder Satzaccente, sondern der innere, intuitive, stilistische Accent.

Alle anderen Momente, die man neben dem Accent noch in der Lautlehre aufzuführen pflegt: offene und geschlossene Silbe (Position), labiale, liquide, palatale Umgebung (sekundärer Lautwandel), Umlaut, Brechung etc.; all diese Dinge müssen als Begleiterscheinungen, als besonders auffällige und merkwürdige Manifestationen des diktatorisch herrschenden stilistischen Accentus aufgefaßt und erwiesen werden. Die ganze Lautlehre muß restlos in die Accentlehre eingehen.

Der Gallier z. B. mag das lateinische *factu(m)* anders accentuiert haben als der Italiener. Dieser sprach mit scharf geschnittenem Accent: *fá-ctu*, jener mit chromatisch geschwungenem: *fác-tu*. Auf solche Weise ungefähr mögen die Differenzierungen in *fait* und *fatto* entstanden sein. Diese Beobachtung stammt von Wechßler.

Gustav Gröber hat in einer sehr beachtenswerten kleinen Studie¹ darauf hingewiesen, daß alle romanischen Sprachen mehr oder weniger von der „Tendenz“ beseelt sind, artikulatorische Hindernisse in den Worten und zwischen den Worten hinwegzuräumen, d. h. möglichste Offensilbigkeit herzustellen. Es ist dies im großen ganzen eine Folge der den romanischen Sprachen eigenen musikalisch-wiegenden Accentuierung, die uns Germanen so fremdartig und reizvoll anmutet. Dem Deutschen kommt alles auf Heraushebung der Wortstämme als der Träger des Gedankens an; seine Gliederung der Rede entwickelt sich mehr nach geistigen als nach akustischen Rücksichten. Daher wir denn vor konsonantischen Komplikationen in keiner Weise zurückschrecken.

Mittelhochdeutsch *gelouben* > *glaub'n*, *gelücke* > *glück*, *höhest* > *höchst*, *engelten* > *entgelt'n* etc. — Das Deutsche ist sozusagen innerlicher und geistiger, und deshalb in seinen äußeren Formen komplizierter, verschlumpfter und stacheliger. Die romanischen Sprachen sind im ganzen sinnlicher und in den äußeren Formen besser durchgearbeitet und harmonisiert. Hier scheint es, als sei der Geist zur Form verdichtet und versinnlicht, dort als habe die Form sich zum Geiste verflüchtigt. Dort die großen Philosophen und Ethiker, hier die großen Künstler.

Wie lange und wie mühsam war der Weg, den das Französische durchlaufen mußte, bevor es zur konsequenten Offensilbigkeit, zu jener heiteren und flüssigen Klarheit gelangte, die uns aus Molière und La Fontaine entgegenlächelt! Erst wurde, wie Gröber beobachtet, der komplizierte Wortinlaut nach dem Muster des Anlauts geregelt: *fac-ta* > *fait*, *tex're* > *teistre*, *sap-dus* > *sade*, *tes'monium* > *tes-moin*, *misc'lare* > *mescler* etc. „Aber

¹ Eine Tendenz der französischen Sprache in *Miscellanea linguistica in onore di G. Ascoli*, Turin 1901.

die Tendenz ging weiter . . . Im 10. Jahrhundert beginnt die Nasalierung des Vokals vor gedecktem Nasal . . . Die Vokalisierung von *l* vor Konsonant folgt nach.“ Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts verstummt *s* vor Konsonant. „Zur Beseitigung von *r* wird vor *l* wenigstens (*paller* für *parler*) im 13. Jahrhundert der Versuch gemacht.“ Zugleich fängt der *t*- und *d*-Vorschlag in *ch* und *g* (*cheval*, *large*) zu schwinden an. Ferner wird das Verhältnis von Anlaut und Auslaut geregelt: man arbeitet auf Herstellung phonetischer Einheit und Offensilbigkeit auch innerhalb des Satzes hin: *sac plein* > *sa'plein*, *trop grand* > *tro'gran*, *bel père* > *beau-père*. Schon seit dem 11. Jahrhundert scheint die Unterdrückung des auslautenden Konsonanten, zunächst bei — *t*, begonnen zu haben. Doch macht sie vor vokalischem Anlaut gerne Halt, wodurch sich nach und nach die für das Neufranzösische so charakteristische Erscheinung der *Liaison* herausbildet.

Angesichts einer so stetigen, durch so viele Jahrhunderte hindurch verfolgten Tendenz ist es kaum mehr erlaubt, an der Einheitlichkeit der sprachschöpferischen und sprachbewegenden Ursache zu zweifeln und die einzelnen Lautveränderungen aus wesensverschiedenen, speziellen Ursachen zu erklären.

Auch möchte ich noch eine andere Beobachtung zur Erwägung geben. Neuerdings beginnt das Französische, hauptsächlich durch Unterdrückung des *e muet*, von dem lange festgehaltenen Ziel der Offensilbigkeit wieder abzuweichen. Zugleich macht sich auch in der Diktion ein stärkeres Hervortreten des Stammaccentes, namentlich in affektischer Rede, geltend: *nâtion* neben *natîon*, *tëndress'* neben *tendresse*. Sollten diese beiden Erscheinungen nicht in Zusammenhang stehen? Sollte nicht so etwas wie ein germanischer und nordischer Hauch in die lateinische Seele des heutigen Franzosen sich eingeschmeichelt haben?

Ähnlich wie für das Französische die offenen Silben, so sind für das Italienische die Doppelkonsonanzen charakteristisch. Sie treten gegen Süden, je weiter man sich von der französischen Nachbarschaft entfernt, immer entschiedener hervor. Es wäre wohl der Mühe wert, diese „Tendenz“ ebenfalls durch die Jahrhunderte und durch die mittel- und süditalienischen Dialekte hindurch zu verfolgen; obgleich die Datierung der einzelnen Vorgänge äußerst schwierig sein dürfte, denn die Orthographie gibt nur wenige Anhaltspunkte. Jedenfalls wird man eine tiefere Einsicht in den Gang der Dinge nicht eher gewinnen, als bis man sich entschließt, die sämtlichen Geminationen auf eine einzige Linie zu stellen, um sich von den besonderen Bedingungen zu der gemeinsamen Ursache zu erheben. *ponere* > *porre*, *factum* > *fatto*, *septem* > *sette*, *frig'dum* > *freddo*, *rapidum* > *ratto*, dialektisches *grande* > *granne*, *piombo* > *piommo*, *figlio* > *fijjo*, ferner die durch Halbvokale veranlaßte Geminata: *cognovui* > *conobbi*, *stetui* > *stetti*, *sepui* > *seppi*, *platea* > *piazza*, *radium* > *raggio*, *habeo* > *aggio* etc., sowie die satzphonetische: *a Rroma*, *a Ffirenze*, *che ffai?* und endlich die accentuelle: *cholera* > *collera*, *femina* > *femmina*, dialektisches *cuggino* etc.: alle verlangen, wenn ich nicht irre, in letzter Linie eine gemeinsame Erklärung, die eben nur in dem eigentümlichen Accent des Italieners gefunden werden kann. — Während der Franzose die einzelnen Silben eher durch die Qualität des Accentus: Tonhöhe und -Tiefe, differenziert, liebt es der Italiener, seine Rede vorzugsweise nach Quantitätsunterschieden: Tonstärke und Tondauer, zu gliedern. Sein rhythmisches Gefühl verlangt, daß die stark betonte Silbe auch gelängt werde: *fidem* > *féde*. Stellt sich der Dehnung ein mechanisches Hindernis entgegen: *dòm-na*, so wird anstatt des Vokals der Konsonant gelängt: *dónna*, *pòrre*, *bèllo*. Ist die hinderliche Konsonantengruppe eine explosive und als solche einer Dehnung unfähig, so wird an Stelle des Vokales

und an Stelle des Konsonanten der zwischen beiden stehende Verschuß gelangt und auf diese Weise die mit der Tonstärke zu verbindende rhythmische Retardation bewerkstelligt: *pè-tto, frè-ddo*. Widersprechende Fälle wie *femina* > *femmina* lassen sich wohl durch Zuhilfenahme der erbwortlichen Entwicklung erklären: *fēmina* > *fēm'na* und danach gelehrte Rekonstruktion: *fēmmīna*. — Mit anderen Worten: Die Geminatio wäre immer da eingetreten, wo eine kurze italienisch betonte Silbe auf keine andere Weise gedehnt werden konnte als durch Längung des Dauerkonsonanten oder durch Längung des dem Explosionskonsonanten vorangehenden Verschlusses. Die gemeinsame Tendenz, aus der sich vielleicht alles erklären dürfte, wäre also dahin zu formulieren, daß das stark rhythmische Gefühl des temperamentvollen Italieners ein Zusammengehen von Tonstärke und Tondauer allerseits anstrebt, während es abgerissene Tonsilben, wie sie z. B. der Norddeutsche her vorstößt, tunlichst vermeidet.

In demselben Maße nun, als bei gesteigertem Affekt sich die Hochtöne in der Rede mehren, mehren sich die Doppelkonsonanzen. Aus *Ave Maria* wird ein *ävémmaria* und am Ende gar ein *ävémmaria*. — Selbstverständlich wollen diese kurzen Andeutungen nur ein Vorschlag zur Erklärung, keine fertige Erklärung sein.

Hat man erst die Einheit und die unumschränkte Alleinherrschaft des stilistischen Accents im Gebiet der Lautlehre anerkannt, so folgen daraus die wichtigsten Schlüsse mit Evidenz und Notwendigkeit.

Stil ist individueller Sprachgebrauch. Stilistischer Accent ist individueller Accent, d. h. er wechselt von Individuum zu Individuum. Insofern aber der Stil einen Gebrauch und eine Gewohnheit darstellt, kann er nicht individuell sein. Der zur Gewohnheit gewordene Stil ist „Manier“ und wird Passivität. Das Individuum beginnt,

sich selber nachzuahmen. Hier setzt wieder die positivistische Wissenschaft ein und untersucht den Stil eines Schriftstellers, nicht insofern er Stil, sondern insofern er Konvention oder Manier oder Syntax ist. In dieser Weise hat man schon den Stil im Rolandslied, bei Christiani von Troyes, bei Rabelais, bei La Fontaine, bei Molière, bei Zola, bei Dante, bei Marini und mehreren anderen untersucht. Ich selbst habe Cellinis Ausdrucksweise nicht viel anders behandelt.

Die wahre und idealistisch orientierte Stilistik aber muß sich fortgesetzt der doppelten Individualität des Stiles bewußt bleiben. Sie muß uns zeigen, wie die sprachlichen Formen 1) durch die Individualität des Künstlers, 2) durch die Individualität seiner Intuitionen bedingt werden. Zwischen Voltaires Tragödien und Voltaires Romanen ist ein stilistischer Abgrund.

Ebenso verwendet ein und dasselbe Individuum in seiner Rede, je nachdem seine Intuitionen wechseln, auch wechselnden Accent.

Nachdem wir nun Accent und Lautwandel in ein unbedingtes Kausalverhältnis gesetzt haben, folgt notwendigerweise, daß aller Lautwandel nicht bloß in Beziehung auf den Sprechenden, sondern auch in Beziehung auf das Gesprochene zunächst immer individuell entsteht. Es brauchen sich also dem Lautwandel weder das Publikum noch die Laute unbedingt zu unterwerfen. Nach keiner Seite hin ist der Wandel von Haus aus bindend oder gesetzmäßig; er muß es erst werden.

Wir haben uns also den Prozeß der Lautentwicklung etwa so zu veranschaulichen: Irgendein Individuum — sagen wir: ein Pariser —, das zu irgendeiner Zeit — sagen wir am Anfang des 16. Jahrhunderts — lebte, sprach in einem bestimmten Fall — sagen wir im Drange, auf seine Zuhörer Eindruck zu machen — eine bestimmte Gruppe von Worten — sagen wir: *trois mois ne suffisent*

point! — mit einem stark persönlich gefärbten Accent. Es entstand unter dem Druck dieses Accentes unvermerkt, und durch eine Art unbewußter Mundbequemlichkeit, eine leichte phonetische Alteration von einer oder zwei Silben. Aus den *trois mois*, die der Pariser damals als *truè muè* zu artikulieren pflegte, ward mit kaum merkbarer Öffnung des *è* und entsprechender Erweiterung des *u* ein: *troà mod*. — Es war eine individuelle Variante geschaffen, die sich in ähnlichen Fällen und an ähnlichen Worten unter ähnlichem Stilaccent — etwa *voir, croire, fois* — wiederholte, sich insinuierte, von der Umgebung aufgefaßt, aber von Niemand zunächst als eine Abweichung bemerkt wurde; bis ein feineres Ohr — sagen wir Henri Estienne — sie notierte, brandmarkte, bekämpfte. Aber es war zu spät. Die Pariser hatten sich daran gewöhnt. Mehr als zwei Jahrhunderte dauerte der Kampf zwischen *uè* und *oà*, der hauptsächlich mit den Waffen der Analogie geführt wurde. Und bis auf den heutigen Tag ist er noch nicht völlig entschieden.

Je näher man sich die Sache ansieht, desto komplizierter, desto vielseitiger und unregelmäßiger erscheint sie. Lange bevor ein Lautwandel allgemein, d. h. gesetzmäßig wird, ist er eine vereinzelte individuelle Variante gewesen. Wir müssen sogar die von Paul aufgestellte Behauptung, daß wenigstens an dem einzelnen Individuum sich der Lautwandel konsequent vollziehe, bestreiten.¹ Nur wenn der Accent sich konsequent wiederholt, reproduziert sich auch immer wieder derselbe Lautwandel. Aber was kann uns zwingen, an eine Gesetzmäßigkeit des Accentes zu glauben? Eine wiederkehrende Accentgebung fällt auf und wird von uns beobachtet, eine vereinzelte, einmalige oder zweimalige entschwindet für ewig, — aber hat sie darum weniger existiert als die

¹ H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 3. Aufl., Halle 1898, S. 63.

andere? Die individuelle Variante wird allmählich zur mundartlichen Variante, bis sie sich endlich siegreich in eine weitere Sprachgemeinschaft einführt und als „gesetzmäßig“ dasteht. — Es wäre höchst willkürlich, den Wandel *ue* > *oä* nur deshalb nicht als legitimen und spontanen Wandel anzuerkennen, weil er sich beinahe unter unseren Augen in allerneuester Zeit erst abgespielt hat und in seinen verschiedenen Phasen von den Schlaglichtern der zeitgenössischen Kritik beleuchtet und, meinerhalten, auch beeinträchtigt wurde.

Einen sehr interessanten, im Entstehen begriffenen Lautwandel hat Heinrich Schneegans in sizilianischen Dialekten beobachtet, wo offenes *é* im ganzen erhalten bleibt, unter bestimmten akzentuellen Bedingungen aber, oder, wie Schneegans sagt: im Affekt, zu *te* diphthongiert wird.¹

Gerade die genauere empirische Beobachtung, gerade die feineren phonetischen Aufzeichnungen, gerade die vermehrte Strenge des Positivismus als Methode liefert mit jedem Tage klarer und zwingender den Gegenbeweis gegen die Illusionen des Positivismus als Philosophie; d. h. gegen die Illusionen der Lautgesetze, der Mundartgrenzen, der Scheidung in spontan und analog, in Lehnwort und Erbwort.

Von Lehnwort und Erbwort sprechen diejenigen, die die Dinge aus der Ferne und in ungefähren Umrissen sehen. Sobald man näher tritt, entsteht die Frage: Woher entlehnt? woher geerbt? Wo liegt die Grenze? Ist nicht die ganze französische Sprache, gradeso wie jede andere, ein einziger Komplex von Lehnwörtern, von welchen der größte Teil aus dem alten Italien bezogen wurde? — Aber wir erben die Worte nicht und wir entlehnen sie nicht; wir schaffen sie jeden Tag wieder

¹ Laute und Lautentwicklung des sizilianischen Dialekts, Straßburg 1888, S. 18 ff.

neu, und jeder von uns auf seine eigene Art. Wir lernen auch die Sprache nicht, sondern sie wird in uns „geweckt“.

Nur wenn man in diesem Sinne das Leben der Sprache betrachtet, kann man gewiß sein, auch von dem rigorosesten Empirismus niemals widerlegt zu werden. Der Standpunkt des kritischen Idealismus — vorausgesetzt, daß er immer kritisch und immer idealistisch bleibt — hat in den empirischen Wissenschaften seine beste Stütze und seine sicherste Garantie. — Angesichts dieses Verhältnisses aber sollten auch die empirischen Wissenschaften ihrerseits sich immer bewußt bleiben, daß ihre ganze theoretische Existenzberechtigung einzig nur durch den kritischen Idealismus erwiesen werden kann. Sobald die empirischen Wissenschaften aber anfangen, sich selbst für Philosophie zu halten, entsteht der metaphysische Positivismus. — Nichts ist gefährlicher und nichts ist lächerlicher als ein Empiriker, der philosophiert.

7. Die positivistische Verslehre.

Wenn sich die Lautlehre ein philosophisches Gebaren anmaßt, so entstehen Lautgesetze, und nicht viel besser geht es, wenn die Verslehre etwas Ähnliches versucht: es entstehen Versgesetze, rhythmische Prinzipien, oder wie die anspruchsvollen Termini alle heißen.

Zunächst beginnt man, für rein methodologische oder pädagogische Zwecke die Verse, die der Dichter geistig verbunden hat, mechanisch zu trennen und als gesonderte Einheiten zu betrachten, während die wahre und organische Einheit immer nur aus dem ganzen Gedichte heraus bestimmt werden kann. — Ferner zerteilt man den einzelnen Vers wieder in Halbverse, Füße oder

Takte, in Tonsilben und Senkungssilben etc. Man beobachtet, daß die Zahl und die Anordnung dieser Teileinheiten in gewissen Versen bis zu einem gewissen Grad konstant ist.

So faßt man alle Verse, die 12 Silben haben und die Zäsur in der Mitte, unter dem Namen „Alexandriner“ zusammen. Eines Tages aber beliebt es einem bedeutenden Dichter wie Victor Hugo *faire basculer la balance hémistiche*, und er streut zwischen die zweiteiligen Alexandriner eine Menge dreiteiliger. Mit knapper Not noch paßt das alte Schema:

Ils se battent — combat || terrible! — corps à corps,
während die natürlichere Schematisierung

Ils se battent || — combat terrible! || corps à corps
verlangt. — Einen Schritt weiter geht Verlaine:

Elle passe, sous les ramures assombries

oder: *Chaque alouette qui va et vient m'est connue.*

Das alte Schema ist ganz und gar über den Haufen geworfen. Die Definition des Alexandriners muß geändert werden, wofern man nicht in dogmatischem Konservatismus beharren und mit den Tatsachen in Widerspruch geraten will.

Wie die Statistiken der Landesämter immer einige Jahre hinter der wirtschaftlichen Entwicklung ihrer Bezirke einherhinken, so kann auch diese positivistische Verslehre niemals mit der Wirklichkeit ganz fertig werden. Man wird ihr daraus gewiß keinen Vorwurf machen. Es ist das Schicksal aller Erkenntnis *a posteriori*, daß sie hindendrein kommt. Daher ihr Name. Was heute richtig war, kann morgen ungenau und übermorgen falsch sein. Die Madrigale des 16. Jahrhunderts sind sehr verschieden von denen des 14.; die französischen wieder ganz anders als die italienischen, und in Deutschland endlich verschwimmt das Madrigal bis zur völligen Unkenntlichkeit mit einer Reihe ähnlicher metrischer For-

mén.¹ Sämtliche rhythmischen und metrischen Gebilde sind ihrem Wesen nach inkonstant: die einen mehr, die anderen weniger. Man darf wohl sagen, daß jedes neue Gedicht von einiger Bedeutung dem scharfen Beobachter nach irgendeiner formalen Seite hin eine Überraschung bereitet.

Schon aus diesem Grunde ist es theoretisch unmöglich, durch forschende Beobachtung a posteriori zur Formulierung exakter rhythmischer Gesetze zu gelangen. Alles, was in dieser Richtung versucht wird, kann nur einen praktischen und vorzugsweise pädagogischen Wert haben. Wissenschaftlich sind sämtliche positivistischen Definitionen des Verses falsch.

Z. B. die neueste umfassendere Darstellung des französischen Versbaus von L. E. Kastner beginnt mit dem folgenden Satz: *A verse can be defined as a series of words united by a rhythm or succession of times divisible into measures which by their disposition give pleasure to the ear.*² Falsch ist es, daß der Vers aus einer *series of words* bestehe. Victor Hugo schreibt über die Ruinen einer Abtei die Worte:

Purs ébats mêlés au vent
 Qui frissonne!
 Gattés que le noir couvent
 Assaisonne!

wo der letzte und ausdrucksvollste Vers aus einem einzigen Worte besteht. Und hätte Kastner anstatt *series of words* in seine Definition *series of syllables* gesetzt, so wäre er dennoch unserer Kritik verfallen, denn alsbald

¹ Vgl. meine Untersuchung: Das deutsche Madrigal, Weimar 1898.

² A history of french versification, Oxford 1903. Vgl. dazu meine Rezension im Archiv f. d. Stud. d. neuer. Spr., Bd. CXII, S. 230 ff., aus der ich hier einige Gedanken und Worte zu wiederholen mich genötigt sehe.

hätten wir ihm einen Vers mit einer einzigen Silbe ausfindig gemacht. — Und — um auf den zweiten Teil seiner Definition zu kommen — gefällt nicht eine gut gebaute prosaische Periode dem Ohr gerade so gut wie ein Vers? Das akustische Gefallen ist ein schlechtes Kriterium.

Kurz, so oft man empirisch und von außen an den Vers herantritt, wird man ihn niemals definieren können, denn er ist ein Proteus. Wie Proteus bald als Wasser, bald als Feuer, als Schlange und als Ochse erscheint und doch nie identisch ist mit Wasser, mit Feuer, mit Schlange oder Ochse, geradeso zeigt sich auch der Vers bald mit bestimmter Silbenzahl, bald mit freier, bald mit, bald ohne festen Rhythmus, bald syntaktisch abgeschlossen, bald zerrissen, und keine dieser Eigenschaften macht sein eigenstes Wesen aus. Um die Sache zu erschöpfen, müßte man ebensoviele Definitionen geben, als es Verse auf der Welt gibt. Das heißt: jeder Vers oder besser: jede Einheit von Versen ist ein Individuum.

Wenn man in der Wissenschaft vom „quantitierenden Versprinzip“ der griechischen und lateinischen, vom „accentuierenden“ der deutschen und vom „silbenzählenden“ der romanischen Sprachen redet, so begeht man eine Unmenge von Ungenauigkeiten. Es ist deshalb auch gar nicht zu verwundern, daß in neuester Zeit da und dort Gelehrte aufstehen und behaupten, für die lateinischen Verse sei die Quantität, für die deutschen der Accent und für die romanischen die Silbenzahl durchaus nicht wesentlich oder absolut bindend. So hat Franz Saran in seinem Buche über den „Rhythmus des französischen Verses“¹ sehr überzeugend nachgewiesen, daß der Syllabismus überhaupt kein Versprinzip sein könne. Leider begeht er seinerseits wieder den Irrtum, ein anderes französisches Versprinzip, nämlich die Alternation der rhyth-

¹ Halle 1904.

mischen Accente zu verfechten. Die neuesten Versuche von Frédéric Wulff, von Franz Saran, von H. von Samson-Himmelstjerna, das rhythmische Prinzip der romanischen Verse zu „entdecken“, habe ich in eingehenden kritischen Besprechungen als verfehlt zu erweisen mich bemüht¹, so daß ich an dieser Stelle den Leser mit weiterem Detail nicht aufzuhalten brauche.

Die positivistische Methode versagt aber nicht bloß bei der Frage nach dem Wesen, sondern natürlich auch bei der Frage nach dem Ursprung der Verse. Trotzdem hat man auch in dieser Richtung Versuche gemacht. Der bekannteste stammt von Karl Bücher, der in seinem Buch über „Arbeit und Rhythmus“² alle rhythmische Kunst aus „Arbeit“, d. h. physischer Bewegung im weitesten Sinne: Tanz, Marsch, Dreschen, Hämmern, Klopfen etc. entstehen läßt.

Etwas Richtiges ist an dieser Theorie: nämlich daß aller Rhythmus auf einem physischen oder psychophysischen Gefühl beruht. Unser Nervensystem erwartet, sobald es eine regelmäßige Zeitfolge von Tönen erfährt, die regelmäßige Wiederkehr oder Fortsetzung derselben, und hat eine ausgesprochene Neigung, auch die Bewegungen des eigenen Körpers rhythmisch zu gestalten. Das rhythmische Gefühl ist demnach etwas Organisches, und ohne dieses Gefühl wäre keinerlei rhythmische Gliederung der physischen sowohl wie der psychischen Bewegungen möglich. Der Rhythmus hat seine *conditio sine qua non* in der Beschaffenheit unseres Organismus. Rhythmisch zu empfinden und rhythmische Studien zu treiben, wird uns erst dadurch möglich, daß wir mit einem menschlichen Nervensystem ausgestattet sind. Trotzdem hat man rhythmische Kunstwerke erzeugt und ästhetisch betrachtet — lange bevor man die Beschaffenheit des

¹ In den letzten Bänden des Archivs f. d. Stud. d. neueren Sprachen und Litt. — ² 3. Aufl., Leipzig 1902.

menschlichen Ohres und Nervensystemes zum Gegenstand der Untersuchung machte. Wer einen Traktat der Tanzkunst schreiben will, braucht wahrhaftig nicht auf den Anatomen zu warten, um sich über die Muskulatur der Beine von ihm unterrichten zu lassen; denn die Muskeln sind nur die Vermittler, die Instrumente des Tanzes, nicht dessen Erzeuger.

Natürlich kann man einen Tanz oder Marsch als physische Arbeit betrachten, aber dann steht man eben in den Naturwissenschaften und kann nichts anderes an der Sache erkennen als die physiologischen, physikalischen und chemischen Bedingungen, unter denen sich der Tanz etc. abspielt. Wenn die Muskelbewegung oder „Arbeit“ die Erzeugerin der rhythmischen Kunstwerke wäre, dann freilich gäbe es nur diesen einen Standpunkt.

Für uns aber ist der Tanz als Kunstwerk etwas durchaus Geistiges: nämlich der Ausdruck eines psychischen Inhalts. Dieser: der psychische Inhalt, bildet das einzige Regulativ des Tanzes. Die Beine sind nur Mittel: sie müssen gehorchen. — Ästhetisch betrachtet sind Tanz und Rhythmus lediglich geistige Gebilde; positivistisch betrachtet sind sie lediglich physische Arbeit. Ein dritter Standpunkt ist unmöglich.

Physische Arbeit läßt sich messen und zählen; geistige nicht. Darum hat diejenige Seite des Rhythmus, die kommensurabel ist, keinerlei psychischen Wert, und ihre Untersuchung ist für die sprachwissenschaftliche Betrachtung gleichgültig und, wofern nicht schädlich, zum wenigsten nutzlos. Das Tiktak einer Uhr oder das Sausen eines rollenden Eisenbahnwagens sind sozusagen rhythmische Vorgänge und können nicht als Kunstwerke angesehen werden. Einen bestimmten psychischen Inhalt können sie an sich nicht abgeben und für sich gar nicht. Wofern sie nicht durch die Phantasie des Reisenden in den Eisenbahnwagen kommen. Der Reisende kann das Stoßen der Räder zu den rosigsten Phantasien rhythmisch verarbeiten, während sein Nachbar sich auf dasselbe

Tempo ein Grablied singt. Goethe sagte lächelnd in straffen Trochäen:

Fand mein Holdchen
Nicht daheim,
Muß das Goldchen
Draußen sein.

Schiller trauerte nach dem gleichen Tiktak:

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.

Der gewaltige Unterschied liegt nicht in dem kommunisierbaren Schema, sondern in der inkommunisierbaren geistigen Intuition.

Ein kläglicheres und lächerlicheres Schauspiel als all die vielen Pedanten, die heute an allen Enden der zivilisierten Welt hinter ihren Schreibtischen sitzen und Verse und Reime und Silben und Zäsuren zählen und messen und in Kurven oder in arithmetischen Reihen zu Papier bringen — ein jammerbareres Zeugnis geistiger Impotenz kann man sich wahrlich nicht vorstellen.

Wie die Grammatik, so muß auch die Verslehre, wofern sie Wissenschaft werden will, sich in Stilistik auflösen. Unter den neuesten Versuchen einer derartigen idealistischen Vertiefung verdient besonders die Studie von Maurice Grammont in der *Revue des langues romanes* genannt zu werden.¹ Obgleich sie in mancher Hinsicht Rhythmus im Positivismus steckt, so müssen wir sie doch begrüßen, wie eine befreiende Tat begrüßen. Innerhalb bescheidenen Maßes habe ich selbst etwas Ähnliches versucht. Rhythmische Literaturhistoriker haben sich zur Sprache bevor

¹ Jahrgang 1902.

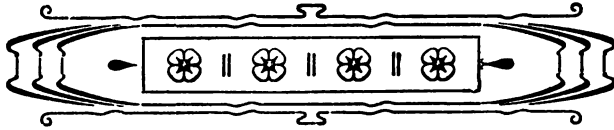
² Stil, Rhythmus und ihre gegenseitige Wechselwirkung bei Petrarca und Leopardi in *Miscellanea di studi critici* . . . in onore di A. Graf, Bergamo 1903.

stilistischen Betrachtung der Rhythmen und Reime immer wieder genötigt gesehen, sobald ihnen die äußerliche und oberflächliche Kenntnis der poetischen Erzeugnisse nicht mehr genügen wollte. — Neu ist das Verfahren nicht, aber selten.



...ne:
weil wir
sym: uah:
unglücklicher
ichter
stär in Leben
gemeiner h

und sei.
Wer kann in
wirres noch
finden?



IV. Das idealistische System der Sprachwissenschaft.

Nehmen wir an, die Sprachwissenschaft: so wie wir sie wünschen: idealistisch und ästhetisch von Grund aus, sei konstituiert. Aller sprachlicher Ausdruck — stellen wir uns vor — soll als freie und individuelle Schöpfung aus den individuellen Intuitionen der sprechenden Individuen erklärt sein.

Sofort erhebt sich der ernste prinzipielle Einwurf: Wo bleibt die Einheit? Millionen von Sprachschöpfern, Millionen von Sprachgebilden — vom kleinsten Sätzchen: *Es regnet — Wie schön! — Achtung!* bis herauf zum durchdachtsten und umfassendsten Kunstwerk — stehen unabhängig voneinander da: jedes frei, jedes autonom selbstherrlich. — Ist das nicht die tollste Anarchie?!
 idealistisch. In diesem Ozean des zügellosesten Stimmen- von Maurice einen festen wissenschaftlichen Gesichtspunkt genannt zu werden, an jeder neue Vers und jeder neue Satz in der Positivität, eine eigenmächtige Entfernung vom Überflüssigen. Eine Tat bedeutet, wie kommt es nur, daß dann die Sprache, habe ich schon, Winden auseinanderstieben? Müßte nicht jeder Tag, sogar jede Sekunde an allen Enden der Erde ein neues Babylon heraufführen? Wenn alles Sprechen eigene und freie Schöpfung sein soll, wo bleibt die hemmende Kraft, die den individuellen Drang zurückdämmt?

Wir haben auf diese Frage bereits zweimal geantwortet, daß die hemmende Kraft nichts anderes ist als Passivität. Das Defizit in der Sprachbegabung, die Grenze der geistigen Individualität, erklärten wir, sei der wahre Grund für das Zustandekommen von sprachlichen Konventionen, von Sprachgemeinschaft und Sprachregel. Es ist kein Minus, keine negative Kraft, sondern gar keine Kraft: Nichts! — Und aus Nichts sollen sich nationale Spracheinheiten bilden? Ist das nicht absurd? Eine Erklärung aus Nichts ist keine Erklärung. Eine Erscheinung aus Nichts erklären, heißt entweder sie nicht erklären oder sie verneinen. Tatsächlich haben wir auch die Realität von Sprachgemeinschaften, Sprachregeln, Sprachgrenzen verneint, und insofern sind wir wenigstens konsequent geblieben.

Aber gibt es denn etwas Realeres als die Tatsache, daß die Sprache auf alle Sprechenden einen Zwang ausübt? Und welcher Künstler hat diesen Zwang nicht schon an sich erlebt? Hat nicht sogar Goethe, der freieste und gewaltigste Meister deutscher Sprache, sich über die Roheit und Schwerfälligkeit seines angestammten Idioms beklagt?

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
 Öl gemalt, in Ton hab' ich auch manches gedrukt, ^{schöne} Sprache:
 Unbeständig jedoch, und nichts gelernt, ^{weil wir} ~~von~~ ^{weil wir}
 Nur ein einzig Talent bracht' ich ^{von} ~~aus~~ ^{von} dem Volke ^{sym-} ~~sym-~~ ^{metrisch} ^{nah:}
 Deutsch zu schreiben. ^{Unglücklicher} ~~Unglücklicher~~ ^{er} Sprache und ^{ichter} ~~ichter~~

In dem schlechtesten ^{von} ~~von~~ ⁱⁿ ~~in~~ ^{Leben und Kunst.}

Weit tiefer und allgemeiner hat Schiller das gleiche Problem gefaßt in dem berühmten Distichon über die Sprache:

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
 Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht
 mehr.

Deutlich, so
 richtig, so
 demselben M.
 meinte.

Man braucht kein Goethe oder Schiller zu sein; es genügt, daß man sich — ohne besondere ästhetische Prätionen — mit Ernst und Gewissenhaftigkeit um einen möglichst klaren und adäquaten Ausdruck der eigenen Gedanken bemühe, und man wird hundertfach das Drückende der Sprachkonventionen und das Unzulängliche der gegebenen Sprachmittel empfinden. Wer diesen Widerstand nie gefühlt hat, der hat auch nie etwas Eigenes zu sagen gehabt, er hat mit der Sprache gespielt, anstatt mit ihr zu arbeiten, oder sein geistiges Niveau steht tiefer als dasjenige der Sprache selbst, d. h. er ist ein „Dilettant“, wie ihn Schiller beschreibt:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter
zu sein.

Wie kommt es denn, daß wir alle — der eine mehr, der andere weniger — mit der Sprache ringen? — Wir wollen uns verständlich machen. Unsere Umgebung aber versteht nur Deutsch, und Deutsch müssen wir sprechen oder schreiben. — Aber wer konstituiert denn das „Deutsch“? Das Deutsch kommt doch nicht durch die Passivität oder durch die geistige Beschränktheit der Menschen zustande. Wäre die These der Passivität idealistisch, müßte die deutsche Sprachgemeinschaft sich in diesem Sinne auflösen und verflüchtigen, als die Fähigkeit, einen festen sprachlichen Ausdrucks sich bei den Deutschen, an jeder neuen Erfahrung lehrt das Gegenteil: je begabter je ein Volk, desto vollkommener seine Sprache, desto klarer und sicherer seine Grammatik, desto schärfer und feiner nuanciert sein Lexikon. Zweifellos! — Also kommt eine Nationalsprache in ihrer Gesamtheit und Gemeinsamkeit nicht durch geistige Passivität, sondern durch Tätigkeit, und zwar nicht durch individuelle, sondern durch kollektive Tätigkeit zustande: durch Zusammenwirken.

So ist es. Aber trotzdem können wir unsere erste These von den Sprachkonventionen als etwas Passivem und der Sprachschöpfung als etwas Individuellem nicht preisgeben. Beide Thesen sind richtig, jede von ihrem besonderen Standpunkt aus. Die Antinomie ist nur scheinbar.

Ein sprachlicher Ausdruck entsteht durch individuelle Tätigkeit, aber er bürgert sich ein, indem ihn die andern sich gefallen lassen, ihn aufnehmen, ihn wiederholen: entweder gedankenlos, also passiv, oder ebenfalls schöpferisch, also: modifizierend, korrigierend, abschwächend oder verstärkend, kurz: zusammenwirkend und kollektiv tätig. Im Moment der Entstehung oder des absoluten Fortschrittes betrachtet, ist die Sprache etwas Individuelles und Aktives; im Moment des Stillstandes und Festwerdens etwas Passives (sei's beim Einzelnen, sei's bei der Gesamtheit); im Moment des relativen Fortschrittes, d. h. nicht als Schöpfung, sondern als Entwicklung betrachtet, ist sie kollektive geistige Tätigkeit.

Gemeinsame geistige Tätigkeit aber wird nur insofern an fern möglich sein, als auch die geistige Veranlagung über gemeinsame ist; individuelle Tätigkeit aber wer da fern, als auch die Anlage eine in den Sektionen, ist. Gerade auf diesem Wege aus der Richtung die Sprache: sie vereinigt uns und sie trennt uns. Weil wir uns ähnlich fühlen und mit unserem Volke sympathisieren, bedienen wir uns seiner Sprache und bemühen uns, sie so klar, so korrekt, so gemeinverständlich und so leicht zu sprechen, als wir können; weil wir uns als Persönlichkeit fühlen, suchen wir unsere eigene Sprache, unseren individuellen Stil zu reden, und, je exklusiver unser Gefühl, desto kühner, desto eigener, neuer und schwerer unser Ausdruck. Die liebenswürdigen Naturen schreiben alle einen leichten und einfachen Stil, während die dunkelhaften und mürrischen mit den tieferen Geistern

und
und
und

den Vorzug der Dunkelheit gemein haben. (Selbst Schopenhauer mit seiner kristallinen Sprache macht hier keine Ausnahme, denn er gehört weniger zu den Mürischen und Tiefsinnigen, als zu den Liebenswürdigen und Eiteln, die verstanden, bewundert und bemitleidet, aber nicht verlacht oder bestaunt sein wollen.)

Derartige Beobachtungen beziehen sich nicht allein auf den Stil, sondern sie müssen auch auf die lautliche und flexivische Gestaltung der Sprache ausgedehnt werden. Der enge Kausalzusammenhang zwischen Stil- und Lautwandel war ja gerade der wichtigste Zielpunkt unserer Beweisführungen. — Nun verstehen wir auch, wie sich die sogenannten Tendenzen herausbilden, die oft jahrhundertlang die lautliche Gestalt einer Sprache immer in einer und derselben Richtung bearbeiten, bis sich schließlich eine einheitliche und charakteristische Physiognomie der Sprache nicht bloß an ihrem Knochengerüste, d. h. im Satzbau, sondern auch an ihrer akustischen Oberfläche, d. h. im Lautsystem erkennen läßt. Diese Tendenzen sind nämlich das Ergebnis: oder genauer: das Korrelat jener geistigen Ähnlichkeit, Verwandtschaft ~~das~~ ^{die} Sympathie, welche die einzelnen Individuen zu Völkern verbindet.

Die geistigen Zustände, die geistige Verwandtschaft durch die physische ~~müßte~~ ^{müßte} die ~~den~~ ^{den} sein, so daß sich die Einheit der Rasse im großen ~~Größen~~ ^{Größen} mit derjenigen der Sprache deckt. Immerhin darf man nicht vergessen, daß es auch dem anthropologisch ferner Stehenden vergönnt sein kann, die geistige Eigenart eines fremden Volkes zu erfassen, mit ihr zu sympathisieren, an ihr teilzunehmen und ihre Sprache zu reden, als wäre er einer der Ihrigen.

Die geistige und rassenmäßige Ähnlichkeit wird aber durch die individuellen Verschiedenheiten der Einzelnen fortwährend eingeschränkt, d. h. teilweise aufgehoben. Man darf sich darum den sprachlichen Lautwandel keineswegs als „spontan“ und durch den instink-

Das idealistische System der Sprachwissenschaft.

) Der Moment des relativen Fortschrittes oder der ununterbrochenen gesetzmäßigen Entwicklung und der gegenseitig bedingenden kollektiven Schöpfung.

Auf diese beiden Standpunkte bezieht sich Wilhelm Humboldt, wenn er sagt: „Es ist kein leeres Wort, wenn man die Sprache als in Selbsttätigkeit nur sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen als gebunden und von den Nationen, welchen sie gehören, abhängig darstellt“.¹

Die Betrachtung des ersten Momentes sieht von dem gegebenen Stand der Sprache ab und ist rein synchronisch. Die Betrachtung des zweiten vergleicht den gegebenen mit dem späteren Stande und ist insofern diachronisch; sobald sie aber die Wandlung, den Fortschritt der Sprache als Lebendige an der Sprache erklären will, muß sie wieder zur ästhetischen oder, wie man jetzt zu sagen beliebt, psychologischen Stufe zurückkehren.

So geht es nun wir zu einem neuen und in seinem Grundgedanken idealistischen System der Sprachwissenschaft:

- 1) rein ästhetische,
- 2) ästhetisch-historische Sprachbetrachtung.

Die erstere kann nur monographisch sein und die reinen Ausdrucksformen für sich und unabhängig voneinander auf ihre besondere Individualität, auf ihren eigenen Gehalt hin untersuchen. Die zweite muß zusammenfassend und gruppierend arbeiten. Sie muß die sprachlichen Formen der Völker und Zeiten einerseits chronologisch nach Zeitaltern und Perioden, andererseits geographisch nach Nationen und Rassen und schließlich „Völkerindividuen“ und geistiger Verwandtschaft untersuchen. Hier, bei der gruppierenden Darstellung der sprachlichen Materialien, ist der Ort, wo die positivistische Methode

¹ § 1 der Abhandlung „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“.

pho-
nier
für-
gen
idet,

lein
iche
ver-
und
erer
sich-
hr-
er
ch

y-
u-
u-
t.

t

mit aller Macht, mit aller Gewissenhaftigkeit und Peinlichkeit einzusetzen hat. Ob man dabei das Sprachmaterial in Lautlehre, Flexionslehre und Satzlehre einteilen will oder nicht, ist lediglich eine Frage der Opportunität und kann nur nach praktischen, nicht nach theoretischen Rücksichten entschieden werden.

Unsere Einteilung in ästhetische und historische Betrachtung der Sprache will aber nicht etwa einen neuen Dualismus in die Philologie hineinragen. Ästhetisch und historisch sind, in unserem Sinn verstanden, keine Gegensätze; sie verhalten sich untereinander etwa analog wie die im positivistischen System fixierten Stufen der beschreibenden und der erzählenden Grammatik, mit welchen unsere Stufen jedoch beileibe nicht verwechselt oder gar identifiziert werden möchten. Mit ästhetisch und historisch bezeichnen wir je eine Seite eines und desselben philologischen Verfahrens, das im Grunde immer nur vergleichend sein kann. Vergleicht man die sprachliche Ausdrucksform mit der entsprechenden psychischen Intuition, so ist die Betrachtung ästhetisch, d. h. man interpretiert den „Sinn“ der Ausdrucksform. Jedermann, der etwas Gesprochenes oder Geschriebenes anhört oder liest, übt diese Tätigkeit: zunächst freilich unbewußt und unwissenschaftlich. Sobald er es aber mit Bedacht und Wissen tut und über seine Interpretationen reflektiert, treibt er ästhetische Sprachwissenschaft. — Vergleicht man ferner verschiedene oder ähnliche Ausdrucksformen untereinander, forscht man nach ihrem etymologischen Zusammenhang, so wird die Betrachtungsweise historisch, ohne darum aufzuhören ästhetisch zu sein; d. h. das ästhetisch Interpretierte wird historisch erklärt und in den Zusammenhang der Sprachentwicklung hineingestellt.

Wenn Hermann Paul in der Einleitung zu seinen „Prinzipien“ behauptet, daß alle Sprachwissenschaft notwendig immer nur historisch sei, so läßt er eben die

elementare Sprachwissenschaft, die nur erst den Sinn, aber noch nicht die Verwandtschaft der Ausdrucksformen untersucht, nicht zur Geltung kommen. Er nimmt die unerläßliche Vorstufe und Voraussetzung als etwas Selbstverständliches hin und faßt lediglich das letzte Ziel der Sprachwissenschaft, die Erkenntnis der Entwicklung, ins Auge. Als selbstverständlich vorauszusetzen ist jedoch nur die unbewußte $\alpha\lambda\theta\eta\sigma\iota\varsigma$, nicht die bewußte und kritische. Diese macht vielmehr einzig und allein das Wesen der Sprachwissenschaft aus. An Stelle der These Pauls: alle Sprachwissenschaft ist historisch, müssen wir die unsrige setzen: alle Sprachwissenschaft ist ästhetisch. Wäre die Sprachwissenschaft ausschließlich historisch, so wäre sie von den Naturwissenschaften, die auch historisch sind, gar nicht zu unterscheiden. Erst vermöge ihres ästhetischen Charakters gesellt sie sich zu den Kulturwissenschaften. Paul sagt es selbst in fetten Lettern: „Das wirklich Gesprochene hat gar keine Entwicklung“ (S. 25). Eben deshalb, fügen wir hinzu, kann es zunächst auch nicht historisch, sondern nur erst ästhetisch betrachtet werden.

Eine dritte, etwa rein positivistische oder beschreibende Art der Sprachbetrachtung ohne ästhetische Elemente gibt es nicht. Sie ist theoretisch unmöglich. — Aber haben wir nicht selbst von einem dritten Stadium der Entwicklung geredet? Nämlich vom Stadium des Stillstehens und Festwerdens der Sprache, das wir mit der reinen Passivität der sprechenden Individuen oder Gemeinschaften in Zusammenhang brachten?

Dieses dritte Stadium ist der tote Punkt, den es nicht gibt. Es gibt nur eine teilweise, aber keine reine Passivität; und diese teilweise Passivität ist eben die Einschränkung des Individuums durch die Gesamtheit oder umgekehrt. Das Stadium des absoluten Stillstandes ist also illusorisch; es gibt nur ein Stadium des relativen Stillstandes, und dieses fällt natürlich mit demjenigen des

relativen Fortschrittes oder der Entwicklung ohne weiteres zusammen.

Es sei mir gestattet, in diesem Zusammenhang an einen Abschnitt aus Fichtes „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“¹ zu erinnern. Der Philosoph spricht von dem Verhältnis zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich und illustriert es mit wunderbarer Klarheit folgendermaßen:

„Setzt in dem fortlaufenden Raume A im Punkte m Licht und im Punkte n Finsternis: so muß notwendig, da der Raum stetig und zwischen m und n kein Hiatus ist, zwischen beiden Punkten irgendwo ein Punkt o sein, welcher Licht und Finsternis zugleich ist, welches sich widerspricht. Ihr setzt zwischen beide ein Mittelglied, Dämmerung. Sie gehe von p bis q , so wird in p die Dämmerung mit dem Lichte und in q mit der Finsternis grenzen. Aber dadurch habt ihr bloß Aufschub gewonnen, den Widerspruch aber nicht befriedigend gelöst. Die Dämmerung ist Mischung des Lichts mit Finsternis. Nun kann in p das helle Licht mit der Dämmerung nur dadurch grenzen, daß der Punkt p Licht und Dämmerung zugleich sei; und da die Dämmerung nur dadurch vom Lichte unterschieden ist, daß sie auch Finsternis ist; — daß er Licht und Finsternis zugleich sei. Ebenso im Punkte q . Mithin ist der Widerspruch gar nicht anders aufzulösen als dadurch: Licht und Finsternis sind überhaupt nicht entgegengesetzt, sondern nur den Grad nach zu unterscheiden. Finsternis ist bloß eine sehr geringe Quantität Licht. Geradeso verhält es sich zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich.“ Und geradeso, fügen wir hinzu, zwischen der sprachschöpferischen Tätigkeit des Individuums und derjenigen der Gesamtheit. Wo jene durch diese verdrängt wird, entsteht Passivität im Individuum. Ganz aber kann sie nie verdrängt werden.

¹ Teil II, § 4.

Selbst im ärmsten und geringsten menschlichen Wesen noch lebt der göttliche Funke einer eigenen und freien Sprache. Keine Regel und Konvention der Welt kann ihn jemals zertreten. Der elendeste sprachliche Sklave ist in einem verborgenen Winkel seiner Seele immer noch autonom, und kann zum Papagei nicht erniedrigt werden. Die traurigste Wirklichkeit ist immer noch tausendmal erquicklicher als die öde Afterphilosophie des Positivismus, die in der köstlichsten Gabe geistiger Freiheit nur Gesetz und Regel, nur Konvention und Knechtschaft findet.





Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die philosophischen Grundlagen

zum

„süßen neuen Stil“

des

Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti
und Dante Alighieri

Eine Studie

von

Karl Voßler


1904, VIII, 8°, 110 Seiten. 3,60 M.

Die an Einzelbeobachtungen reiche Arbeit ist ein wohlgeglückter Versuch, eine der eigenartigsten Erscheinungen mittelalterlicher Dichtung in die geistige Atmosphäre zu stellen, in der sie entstanden ist; wir sehen an einem besonders deutlichen Falle, wie tief die Vorstellungen der scheinbar sterilen philosophischen Arbeit des Mittelalters in das Bewußtsein weiter Kreise eingedrungen sind. Prof. F. Ed. Schneegans im *Literarischen Zentralblatt*.

Das äußerst klar und anregend geschriebene Büchlein muß jeder selber lesen, der sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigt, und niemand wird es ohne Belehrung und Genuß aus der Hand legen. Prof. Berthold Wiese im *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie*, 1904, Sp. 326 f.

Il s'agit donc d'analyses fort délicates et subtiles, et on doit remercier M. Vossler d'avoir apporté tant de science et de méthode aux service de ce problème psychologique et poétique à la fois. Prof. H. Hauvette in der *Revue critique*, 1904, S. 278 f.

... E noi non potremmo abbastanza elogiare l'acume, la sobrietà, la perspicuità di questo, come degli altri lavori che il Vossler va consacrando alla storia della letteratura italiana. Ma vogliamo additare la singolare abilità, con la quale egli sa rintracciare ed esporre la storia delle idee, nelle loro complicazioni, nei loro compromessi, nei loro passaggi, spesso piuttosto psicologici che logici. *Benedetto Croce* in der *Critica*, 1904, S. 132 ff.



Sammlung romanischer Elementarbücher.

Herausgegeben von **Wilhelm Meyer-Lübke**.

I. Reihe: Grammatiken.

1. Band. Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft von Dr. **W. Meyer-Lübke**, o. Professor an der Universität in Wien. 8^o. geh. 5 M., in Leinwandband 6 M.

Der Band bietet eine klare Übersicht über die Grundlagen, Resultate und Ziele der romanischen Sprachforschung, er enthält, was jeder Romanist zu systematischer wissenschaftlicher Arbeit wissen muß, und wird sich dank seiner pädagogischen Anlage rasch an allen Hochschulen und bei Lehrern der romanischen Sprachen einbüßern.

4. Band. **Altitalienisches Elementarbuch** von Dr. **B. Wiese**, a. o. Professor an der Universität in Halle a. d. Saale. 8^o. geh. 5 M., gebunden 6 M.

In Vorbereitung befinden sich:

2. Band. Altfranzösisches Elementarbuch von Prof. Dr. W. Cloëtta.
3. Band. Altprovenzalisches Elementarbuch v. Prof. Dr. O. Schultz-Gora.
5. Band. Anglonormannisches Elementarbuch von Prof. Dr. J. Vising.
6. Band. Rumänisches Elementarbuch von Prof. Dr. H. Tiktin.
7. Band. Historische französische Grammatik von Prof. Dr. W. Meyer-Lübke.

II. Reihe: Litterarhistorische Elementarbücher.

1. Band. Altfranzösisches litterarhistorisches Elementarbuch von Prof. Dr. Ph. Aug. Becker.
2. Band. Mittelfranzösisches litterarhistorisches Elementarbuch des XV. Jahrhunderts mit Grammatik u. Chrestomathie von Prof. Dr. Fr. Ed. Schneegans.
3. Band. Altprovenzalisches litterarhistorisches Elementarbuch von Prof. Dr. V. Crescini.
4. Band. Altitalienisches litterarhistorisches Elementarbuch von Dr. K. Voßler.

III. Reihe: Wörterbücher.

1. Band. Altfranzösisches Wörterbuch von Prof. Dr. K. Warnke.
2. Band. Provenzalisches Wörterbuch von Prof. Dr. E. Levy.

Die Sammlung wird weiter ausgebaut werden.



Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Kuno Fischer:

Goethe-Schriften. Erste Reihe. (Goethes *Äbigenie*. Die Erklärungarten des Goethe'schen Faust. Goethes *Tasso*.) 8^o. geheftet R. 8.—, fein Halbleder geb. R. 10.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Goethes *Äbigenie*. 3. Aufl. 8^o. geheftet R. 1.20.

Die Erklärungarten des Goethe'schen Faust. 2. Aufl. 8^o. geheftet R. 1.80.

Goethes *Tasso*. 3. Aufl. 8^o. fein Bnd. geb. R. 6.—.

Goethe-Schriften. Zweite Reihe. (Goethes Sonettentrag. Goethe und Heidelberg. Goethes Faust 1. Band.) 8^o. geheftet R. 7.—, fein Halbleder geb. R. 9.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Goethes Sonettentrag. 8^o. geheftet R. 2.—.

Goethe und Heidelberg. 2. Aufl. 8^o. geheftet R. 1.—.

Goethes Faust. 1. Band. 5. Aufl. 8^o. geheftet R. 4.—, fein Weinwandband R. 5.—.

Goethe-Schriften. Dritte Reihe. (Goethes Faust 2. Band, Goethes Faust 3. Band, Goethes Faust 4. Band.) 8^o. geheftet R. 18.—, fein Halbleder in 2 Teilen geb. R. 22.—.

Goethes Faust. 2. Band. 5. Auflage. 8^o. geheftet R. 4.—, fein Weinwandband R. 5.—.

Goethes Faust. 3. Band. 2. Auflage. 8^o. geheftet R. 7.—, fein Weinwandband R. 8.—.

Goethes Faust. 4. Band. 2. Auflage. 8^o. geheftet R. 7.—, fein Weinwandband R. 8.—.

Schiller-Schriften. Erste Reihe. (Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Schiller als Romiker.) 8^o. geheftet R. 6.—, fein Halbleder geb. R. 8.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen“. 8^o. geheftet R. 4.—, fein Bnd. geb. R. 5.—.

Schiller als Romiker. 2. neubearbeitete u. verm. Aufl. 8^o. geheftet R. 2.—.

Schiller-Schriften. Zweite Reihe. (Schiller als Philosoph. 1. u. 2. Buch.) 8^o. geheftet R. 6.—, fein Halbleder geb. R. 8.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und verm. Aufl. In zwei Bänden. Erstes Buch. Die Jugendzeit 1779—1789. 8^o. geheftet R. 2.50. Zweites Buch. Die afabemische Zeit 1789—1796. 8^o. geheftet R. 3.50. Beide Teile fein Bnd. geb. R. 7.50.

Shakespeare's Charakterentwicklung Richards III. 2. Ausg. 8^o. geb. R. 2.—.

Kleine Schriften. Erste Reihe. (Ueber die menschliche Freiheit. Ueber den Witz. Shakespeare und die Bacon-Mythen. Kritische Streifzüge wider die Unkritik.) 8^o. geheftet R. 8.—, fein Halbleder geb. R. 10.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Ueber die menschliche Freiheit. 3. Auflage. 8^o. geheftet R. 1.20.

Ueber den Witz. 2. Aufl. 8^o. geheftet R. 3.—, fein Bnd. geb. R. 4.—.

Shakespeare und die Bacon-Mythen. 8^o. geheftet R. 1.80.

Kritische Streifzüge wider die Unkritik. 8^o. geheftet R. 3.20.

Kleine Schriften. Zweite Reihe. (Shakespeare's Hamlet. Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen. Der Philosoph des Pessimismus. Großherzogin Sophie von Sachsen.) 8^o. geheftet R. 8.—, fein Halbleder geb. R. 10.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Shakespeare's Hamlet. 2. Aufl. 8^o. geheftet R. 5.—, fein Bnd. geb. R. 6.—.

Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen. 2. Aufl. 8^o. geheftet R. 1.—.

Der Philosoph des Pessimismus. Ein Charakterproblem. 8^o. geheftet R. 1.20.

Großherzogin Sophie von Sachsen, Königl. Prinzessin der Niederlande. 8^o. geheftet R. 1.20.

Kleine Schriften. Dritte Reihe.

Großherzog Karl Alexander von Sachsen. 8^o. geheftet R. 1.50.

Philosophische Schriften:

1. Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. 5. Aufl. gr. 8^o. geheftet R. 4.—, fein Bnd. geb. R. 5.—. (Sonderabdruck aus der Geschichte der neuern Philosophie.)
2. Kritik der Kantischen Philosophie. 2. Aufl. gr. 8^o. geheftet R. 3.—.
3. Die hundertjährige Gedächtnisfeier der Kantischen Kritik der reinen Vernunft. Johann Gottlieb Fichtes Leben und Lehre. Spinozas Leben und Charakter. 2. Aufl. gr. 8^o. geheftet R. 2.40.

